



berlin //

EINE GROSSE STRASSE

urban body // architektur b.a. - modul 20 p - projektarbeit 5 //
wintersemester 2013/14

- 04 Intro // Zoom in
- 09 Die grosse urbane Straße
- 12 Drei Annäherungen
- 14 Eins //
Urbane Räume artikulieren
Sophie Wolfrum // Architektonische Urbanistik
- 24 Zwei //
Das Urbane Gewebe.

Christopher Dell //
Von der Polis zum Urbanen Gewebe.
Kleine Geschichte der Stadt und der Arbeit.
- 50 Drei //
Wohnen in Berlin
Wohnen in der Karl-Marx-Allee.
- 80 Literatur
- 82 Leistung // Termine // Organisation

INHALT //





URBAN BODY //
EINE GROSSE STRASSE.

Wie können große Straßen in ein urbanes Gefüge eingebunden werden?

Wie geht man künftig mit *dieser* Straße um, im zentralsten Teil der Stadt, unter den Bedingungen der prognostizierten steten Bevölkerungszunahme und dem daraus resultierenden spürbaren Mangel an Wohnraum im Innerstädtischen Bereich Berlins?

Wie verwebt sich die Bebauung an der Straße und der Straßenraum selbst mit den dahinterliegenden Quartieren?

Wie wird die Straße mit ihrem Kontext programmatisch, räumlich, typologisch und morphologisch eingebunden? Welche Programme und Funktionen könnten dies leisten?

Folgt man der im Planwerk angedachten Verdichtung des Bestands, oder entwickelt man ein völlig neues Konzept welches den Abriss des Bestandes rechtfertigen würde?

INTRO // ZOOM IN

Ist die Karl-Marx-Allee mehr als ein Solitär zu behandeln, als eine Art Gesamtkunstwerk, ein eigenständiges Fragment im Berliner Archipel von urbanistischen Inselnprojekten aus sämtlichen Epochen? Oder macht eine Weiterentwicklung unter und für die zeitgenössischen Bedingungen der Stadt einen anderen Ansatz erforderlich?

Wie ist strategisch und taktisch vorzugehen, insbesondere wenn man den eigenen Entwurf als Teil der Berliner Städtebaudebatten begreift?

Die spezielle Situation an einer großen Straße erfordert zudem eine spezielle Reaktion und einen überlegten Umgang mit der Emissionsschutzproblematik.

Wer wird, wer kann weiter bzw. künftig an dieser Straße wohnen? Wie ist der Umgang mit den Erdgeschossen? Mit, bzw. in welchen Wohn-Modellen werden diese neuen Bewohner hier wohnen können? Wie trägt ein Konzept den Fragen nach einer Vielfältigkeit der Wohnmodelle und -Formen Rechnung?

Der Ort, wo wir uns dieser Frage stellen wollen, wird das untere Ende der Karl-Marx-Allee in Berlin sein, zwischen Strausberger Platz und Alexanderplatz.

Diese Straße, dieser Ort, ist in vielerlei Hinsicht ein städtebauliches Extrem: An der gesamten Karls-Marx-Allee zeigen sich zum einen, wie unter einem Brennglas, insbesondere die Brüche in der Architekturgeschichte der DDR und der Nachwendezeit. Als demonstratives Musterprojekt für die Überlegenheit des Sozialismus und der Leistungsfähigkeit der jungen DDR gedacht, politisch und symbolisch hoch aufgeladen, besitzt sie eine prominente Sonderstellung unter den sternförmig aus dem Berliner Zentrum herausführenden großen Straßen. Sie ist bis zu einem gewissen Grad ein historischer Einzelfall. - Auch in ihren Dimensionen ist sie, zumindest in Deutschland, praktisch einmalig: Im Abschnitt zwischen Strausberger Platz und Frankfurter Tor neunzig Meter breit, weitet sie sich - in dem von uns zu bearbeitenden Abschnitt zwischen Strausberger Platz und Alex - auf 125 Meter.

Zum anderen erweist sie sich als ein ganz alltäglicher, generischer Ort, an dem viele Probleme und Entwicklungen wie sie überall in unserer Zeit auftreten, sichtbar werden. An der von uns herausgegriffenen Straßensequenz zeigen sich sicherlich auch ganz spezifische räumliche und gestalterische Probleme. - Jedoch spielen ebenfalls all die großen Themenfelder, die die Stadt Berlin betreffen, hier hinein, und es muss geklärt werden, wie sich das kleine Puzzle-Stück zum großen Ganzen verhält, welche Rolle es im Gesamtsystem der Stadtregion Berlin spielt.

Harald Bodenschatz et al. sehen in ihrem Buch „Stadtvisionen 1910 | 2010 Berlin, Paris, London, Chicago“^[1] acht aktuelle Herausforderungen des Städtebaus: Unter anderem ist es die Frage nach der nachhaltigen Mobilität in einer Stadtregion - entscheidend für die Frage wie zukünftig die Straßenräume gestaltet werden können. Weiter stellt sich die Frage nach den Alternativen zur Suburbanen Zersiedelung, aber auch das Problem wie mit den vielfach abrutschenden alten Arbeiterquartieren aus der von der Industrie dominierten Epoche umgegangen werden soll. Weitere Fragen, die im Raum stehen: Wie geht man mit den Quartieren des modernen sozialen Wohnungsbaus um? Das Thema „Großstadtgrün - Vom Community Garden bis zum Regionalpark“, das Thema „Stadtbrachen“, sowie die Thematik der „Stadtmitte als Schaufenster der Stadtregion“. - Hier ist anzumerken, dass es bei der Thematik der Stadtmitte nicht nur um die Rolle eines Schaufensters, also implizit um den Symbolgehalt und die Frage nach der Repräsentation eines Teiles der Stadt für das Gan-

[1] Bodenschatz, Harald/ Gräwe, Christina/ Kögler, Harald/ Nägelke, Hans-Dieter/ Sonne, Wolfgang (Hrsg.) (2010): Stadtvisionen 1910 | 2010, Berlin, Paris, London, Chicago - 100 Jahre Allgemeine

Städtebauausstellung in Berlin, DOM Publishers, Berlin 2010.



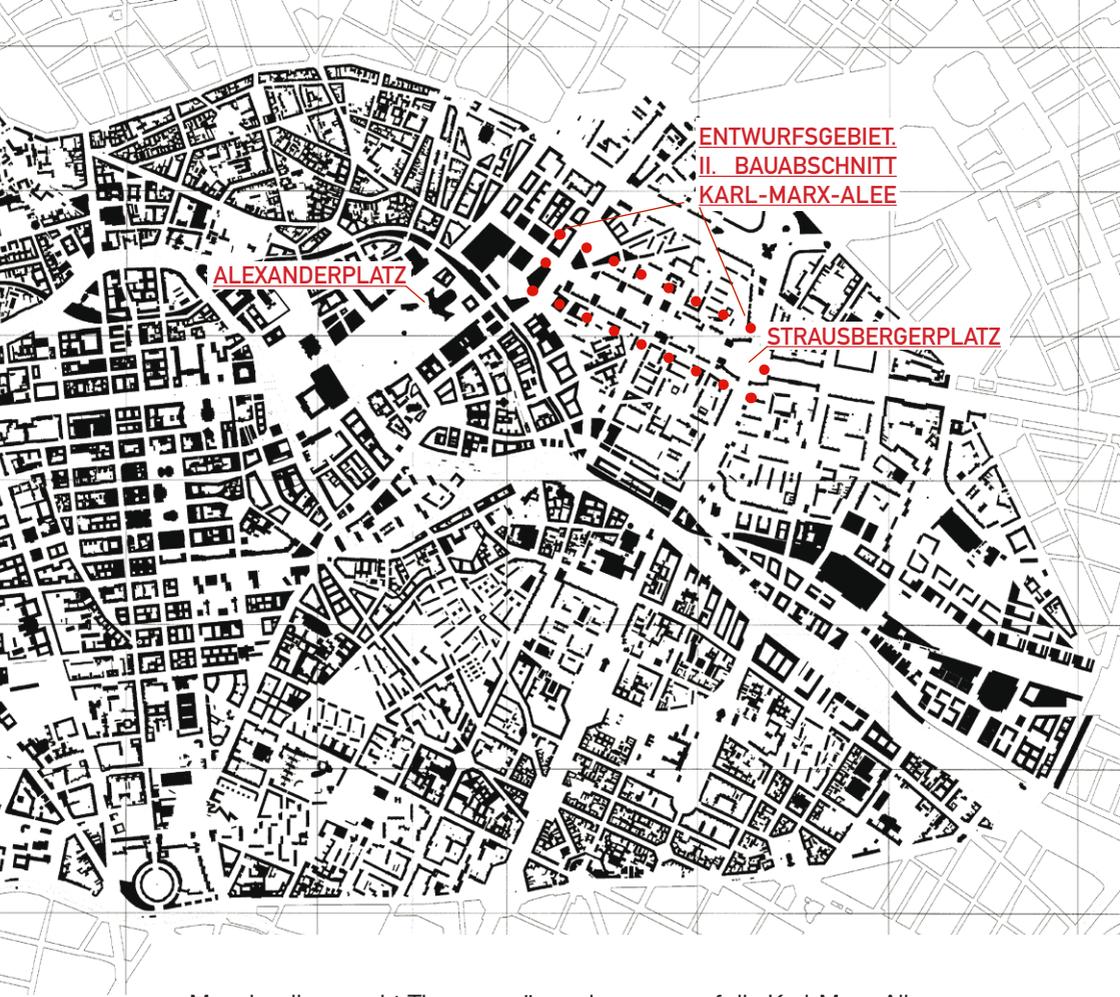
ze gehen kann. Sondern dass es insbesondere auch um Fragen geht, hinsichtlich der veränderten Rolle der Stadtzentren, die in den großen Metropolen wie Berlin in den letzten Jahren einen unübersehbaren Run erlebt haben. Es ist eine Entwicklung der Re-Zentralisierung, die parallel zu einer weiteren Entwicklung der Suburbanisierung und des Sprawls im Umland abläuft und die sich vielerorts in wilder Immobilienspekulation, Gentrifizierungsdebatten und fortschreitender sozialer Segregation bemerkbar macht.

Schließlich wirft das Buch die Frage nach der Rolle des „Strategischen Plans“ auf, der in unserer Zeit den „Großen Plan“ als Instrument abgelöst zu haben scheint. Muddling-Through und positiver Inkrementalismus [2], Akupunktur-Urbanismus sind hier die Stichworte. Die aktuell amtierende Senatsbaudirektorin Regula Lüscher spricht in ihrem programmatischen Text *Konzeptioneller Städtebau: Neun Thesen* [3] gar davon, dass der Städtebau heute ohne jegliche Mittel dastünde und nur mit dem Faktor Zeit arbeiten könne. [4] Mit anderen Worten: Gar nicht mehr strategisch, sondern nur noch taktisch.

[2] vergleiche hierzu: Ganser, K; Siebel, W.; Sieverts, T.: Die Planungsstrategie der IBA Emscher Park - Eine Annäherung. Zeitschrift RaumPlanung, Nr 61, Dortmund 1993

[3] Stadtvisionen 1910 | 2010 Berlin, Paris, London, Chicago; Seite 450

[4] ebenda, Seite 453



Manche dieser acht Themen mögen, bezogen auf die Karl-Marx-Allee, wichtiger und dringlicher sein, manche wiederum weniger. In jedem Fall sollte jedoch jedes Entwurfsprojekt bei den Überlegungen zu dem was dieser Teil der Stadt, dieser Ort, braucht, welche Fragen sich hier Stellen und welches Konzept hier zu entfalten ist, für diese Themen eine Sensibilität und eine Haltung zu ihnen entwickeln.

Wie verhalten sich die vorgeschlagenen Projekte zu diesen Themen, wie gliedern sie sich ein in den Kontext, etwa in ein zukünftiges gesamtstädtisches Verkehrssystem, wie vernetzt es sich beispielsweise mit den Grünräumen der Stadtregion, welche Wohnformen und mit Hilfe welcher Akteure könnten entstehen, auf welche kann wie strategisch, bzw. taktisch vorgegangen werden?

Die von Harald Bodenschatz, Christina Gräwe, Wolfgang Sonne, Harald Kessler und Hans-Dieter Nägelke in ihrem Buch genannten großen städtebaulichen Fragen unserer Zeit - es sei dahingestellt, ob man sie um weitere Themenfelder erweitern könnte, oder sie weiter herunterbrechen sollte - haben sich besonders in Berlin, wie schon in der Vergangenheit in anderen Fragen - durchgängig in breiten intensiven Debatten über den „richtigen Weg“ im Städtebau niedergeschlagen und eine starke lokale Ausprägung erhalten.

Diese spezifische Berliner Ausprägung ergab und ergibt sich naturgemäß aus den speziellen, einmaligen Berliner Gegebenheiten: Spätestens als Hauptstadt des neugegründeten Deutschen Reiches im 19. Jh. wurde Berlin besonders symbolischen aufgeladen und fiel der Stadt eine Sonderrolle zu. Nach der Zeit des Nationalsozialismus, die sich selbstverständlich auch hier einmal mehr als Zäsur darstellt, wurde die Stadt durch die Teilung nach dem Zweiten Weltkrieg mit der unmittelbaren Frontstellung im Wettstreit der Systeme im Kalten Krieg - mit der insularen Lage des Westteils, dem von der Politik die Rolle eines „Schaufensters der Freien Welt“ zugeschrieben wurde, sowie dem Repräsentationswillen der DDR-Staatsführung im Ostteil - wieder zu einem Sonderfall unter den großen Metropolen. Aus diesem Erbe schließlich ergaben sich die spezielle Situation der Stadt nach der Wiedervereinigung mit ihren intensiven Diskussionen über die städtebauliche Zukunft der Stadt. Prägend in den letzten Jahrzehnten waren hier insbesondere die Debatten um die so genannte „Kritische Rekonstruktion“, die sich in den achtziger Jahren im Westen, über die IBA 84-87 angebahnt, sich dann in den neunziger Jahren, nach der Wende, vollends in scharfen und erbitterten Konflikten in Politik und Architektenschaft entfaltete. Nach der ersten Euphorie der frühen Neunziger Jahre, einer anschließenden Phase der Ernüchterung und der Ermüdung im großen Berliner Architekturstreit belebte sich unter der Ägide von Regula Lüscher die Debatte wieder insofern, als es Bestrebungen gab erneut eine Internationale Bauausstellung in Berlin auszurichten. Aus verschiedenen Gründen, auf die an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden soll, haben sich diese Pläne bis auf Weiteres zerschlagen. Doch wurden von verschiedenster Seite Vorarbeiten geleistet und Vorschläge erarbeitet, welche die oben genannten globalen Themen auf die Berliner Situation beziehen und gleichsam als Katalysator wirkend, die Berliner Themen der Stadtentwicklung - „Worum geht es gerade in dieser Stadt?“ - kompakt aufbereitet haben. - Eine Reflexion dieser Vorarbeiten empfiehlt sich somit zu Beginn der Entwurfsarbeit.



DIE GROSSE URBANE STRASSE //

Die heutige Karl-Marx-Allee ist eine der großen Aus- und Einfallstrassen Berlins, welche die ganze Stadtregion durchlaufen. Vom historischen Stadtzentrum aus durchziehen die meisten dieser Radialstrassen völlig unterschiedliche Lebenswelten: Von den Vierteln mit wilhelminischen Blockrandbebauungen führen sie durch die alten Ortskerne der im Laufe der Jahre nach Berlin eingemeindeten Städte und Dörfer, wie etwa Spandau oder Schöneberg, weiter immer wieder durch städtische Brachen, an denen sich Fachmarkt an Discounter an Discounter an Tankstelle reihen. Weiter etwa durch die Plattenbau-Großsiedlung der Siebziger Jahre, durch Einfamilienhausgebiete, bis sie schließlich doch den Speckgürtel des Sprawis hinter sich lassen und in ländlich geprägten Raum des Brandenburger Umlandes in die Landstrassen übergehen.

Die heutige Karl-Marx-Allee hieß ursprünglich westlich des Frankfurter Tores, der Berliner Zollmauer (etwa Kreuzung mit Strasse der Pariser Kommune) Große Frankfurter Strasse und wurde am 21. Dezember 1949, am 70. Geburtstag Josef Stalins, zusammen mit der anschließenden Frankfurter Allee in Stalinallee umbenannt. Am 13. November 1961 wurde sie in Karl-Marx-Allee umbenannt. Die Frankfurter Allee wurde gleichzeitig wieder unter ihren alten Namen weitergeführt. Sie beginnt jedoch seitdem nicht mehr am früheren Frankfurter Tor, sondern am 1957 gleichnamig benannten Platz weiter östlich. Sie ist Teil der Bundesstrasse 1, die Berlin von Magdeburg kommend in Richtung Küstrin-Kletz durchquert, sowie der Bundesstrasse 5, die von Frankfurt /Oder aus kommend nach Hamburg weiterläuft. Als solche verläuft sie als Karl-Marx-Allee die Bezirke Mitte und Friedrichshain, und weiter als Frankfurter Allee durch Friedrichshain und Lichtenberg. An dem Bahnhof Lichtenberg führt sie weiter unter dem Strassennamen Alt-Friedrichsfelde, Alt-Biesdorf und Alt-Kaulsdorf durch die alten Ortskerne der gleichnamigen Stadtteile, bis sie dann hinter Kaulsdorf die Landesgrenze nach Brandenburg überschreitet.

Die Große Frankfurter Strasse verlief ursprünglich nicht bis zum Alexanderplatz, sondern endete zwischen den Einmündungen der Schillingstrasse und der Kleinen Frankfurter Strasse. Erst mit dem Bau der U-Bahnlinie E- heute die Linie U5- in den Jahren 1926 bis 1930, wurde der Strassenverlauf bis hin zur damaligen Landsberger Strasse verlängert und wurde damit dem geraden Verlauf der U-Bahn-Trasse angepasst. [5]

Wie bei vielen der anderen Radialstrassen, konzentrieren sich auch aus dieser zusätzlichen Bündelung mit dem Netz des öffentlichen Nahverkehrs heraus viele Geschäfte, Dienstleistungs- und Kultureinrichtungen an dieser Strasse. An der kompletten Sequenz der Radialen vom Alexanderplatz bis hinaus in die Ortsteile Biesdorf und Kaulsdorf lagern sich eine Vielzahl bedeutender und weniger bedeutender Denkmale, Kultureinrichtungen, Kaufhäuser, aber auch Einrichtungen wie Rathäuser an die Achse an. Genannt seien nur das Kino International und das Café Moskau im Abschnitt zwischen Alexander- und Strausberger Platz.

Als solche *Sammler* von urbanen Programmen – von international bedeutsamen, wie auch von solchen, die nur lokal von Bedeutung sind – vom Kongresszentrum, bis hin zum „Büddchen“, berlinisch „Späti“, sind diese Strassen von enormer Bedeutung für ihre anliegenden Stadtviertel. Gleichzeitig zeigen sie sich aber auch als die großen Zäsuren im Stadtgefüge, die sich mehr als Grenze, denn als die verbindende Naht im urbanen Gewebe darstellen.

Somit fungieren solche Radialstrassen zum einen als Träger einer lokalen Identität, welche maßgeblich aus dem alltäglichen Gebrauch dieser Räume als Stätten des Einkaufens, der sozialen Kontakte etc. erwächst. Gleichzeitig bilden sie aber auch das Rückgrat der polyzentrischen Struktur vieler Städte, sie verbinden vielen Viertel und sind durch ihre oftmals einprägsamen Stadträume wichtig für die Orientierung in der ganzen Stadtregion. In den Stadträumen der großen Strassen verschränken sich auf eigentümliche Art die verschiedenen Maßstäbe des Lokalen und des Überregionalen.

Eines der im Zuge der IBA 2020-Vorbereitungen entstandenen Konzepte, *Radikal Radial- Wiederbelebung der Hauptstrassen* [6], weist ebenfalls darauf hin: Auch die hervorragende Erschließung der großen Ausfallstrassen zeigt sich als ambivalent. Die Bündelung vieler Verkehrsmittel entlang dieser Strassen, aber auch die vielfache Verknüpfung mit den Ringstrassen, der Autobahn, der Ring-S-Bahn, anderen U-Bahn-, Trambahn- und

[5] http://www.martinbrake.de/tramsystem/netz_berlin.html, abgerufen am 25.09.2013

[6] Konzeptbroschüre: Radikal Radial- Wiederbelebung der Hauptstrasse, Planungsbüro Gruppe

DASS, Machleidt+ Partner, Büro für Städtebau, 2010, Seite 6, abgerufen bei „ThinkBerlin“, am 10.09.2013

Buslinien, aber auch etwa Verknüpfungen mit angrenzenden Parks, bedeuten zum einen eine besondere Lagegunst. Doch zum anderen bedeutet dies zugleich eine enorme Verkehrsbelastung, die die Attraktivität dieser Strassenräume gravierend beeinträchtigt. Insbesondere die starke Dominanz des Autoverkehrs im Städtebau der Moderne wirkt sich bis heute negativ aus.

Doch die klima- und energiepolitisch unausweichliche Reorganisation des Großstadtverkehrs eröffnet die Chance einer Renaissance der großen Strasse. - Allein in der Betrachtung der hervorragenden Erschließung zeigt sich bereits, dass die großen Strassen beste Voraussetzungen bieten, künftig eine größere Rolle zu spielen in zur Zeit viel diskutierten Konzepten wie der Stadt der kurzen Wege, mit einer Stärkung der Fußgängerläufigkeit und eines vom öffentlichen Raum integrierten Stadtgefüges. [7]

Lärm und Abgase werden von den Anwohnern der großen Strasse als die größten Probleme angesehen. [8] Als Standort für urbanes Wohnen sind große Strassen heute somit unattraktiv. Dies gilt selbstredend für die (potenziellen) Investoren: Durch die in den letzten Jahren immer noch weiter verschärften Emissionsschutzvorschriften hinsichtlich Lärmschutz und Feinstaub wurde das Bauen in hochbelasteten Lagen weiter verteuert.

Lärm, Staub und Abgase haben heute vielfach bereits Anwohner und urbane Einrichtungen vertrieben. Auch in dem zu diskutierenden Abschnitt der Karl- Marx-Allee scheint eine große Diskrepanz zwischen der Attraktivität eines hocherschlossenen Innenstadt-Standortes an einem nicht nur stadtbekanntem, sondern auch international wahrgenommenen, geschichtsträchtigen Ort in der Stadt Berlin und dem augenscheinlichen Mangel an stadträumlicher Qualität zu bestehen. Ein Mangel, der sich insbesondere darin zeigt, dass das der großen Strasse innewohnende Potenzial hinsichtlich einer sozialen Zentralität, als Dreh- und Angelpunkt des urbanen Lebens, an dem sich lokale Versorgung der anliegenden Viertel und Orte von gesamtstädtischer Bedeutung verschränken, brach liegt.

An dieser Stelle kommt noch einmal in den Blick, dass es nicht nur darum gehen kann, lediglich den Strassenraum der großen Strassen selbst ins Auge zu fassen, sondern gerade auch die Verknüpfung mit dem dahinter anschließenden Kontext von großer Bedeutung ist. Denn, mit einer besseren Anbindung des *Dahinter* an die großen Strassen, lassen sich auch urbane Programme an der Strasse fördern.

[7] vgl z.B. international Walk 21 Munich Konferenz im September 2013
<https://www.walk21munich.com>

[8] Siehe hierzu - insbesondere auch für detaillierte Angaben zur Problematik an der Karl-Marx-Allee:
<https://leises.berlin.de/>

Wichtig ist uns hierbei, dass im städtebaulichen Entwerfen entschieden die Perspektive eines *architektonischen* Urbanismus eigenommen wird.

Urbanismus und Städtebau sind schillernde Begriffe: Die begrifflichen Grenzen zu Stadtentwicklung, Stadtplanung sind nicht klar definiert, die Schwelle zu Regionalplanung ist ebenfalls fließend, in den letzten Jahrzehnten hat sich das Feld immer weiter ausdifferenziert.

Die Feinheiten der Begriffsdefinition sollen hierbei nicht das Entscheidende sein. Entscheidend ist, dass immer eines klar zum Ausdruck kommt: Letztlich schlägt sich jedes Konzept, alle Überlegungen, jede Politik in räumlichen Konfigurationen nieder. Und genau an diesem Punkt bedarf es eines architektonischen Ansatzes, bedarf es der Architektur, als der Kunst Räume zu artikulieren, ihnen räumliche Qualität zu verleihen. Der Begriff eines Architektonischen Urbanismus scheint uns dies am präzisesten zum Ausdruck zu bringen.

DREI ANNÄHERUNGEN //

So möchten wir im Entwurf von den Räumen ausgehen, nicht primär von etwa den politischen, ökonomischen oder sozialen Fragestellungen ausgehend, auch wenn diese natürlich berücksichtigt werden. Hierbei sollen sowohl die physisch-baulichen Räumen der Stadt berücksichtigt, als



auch dem Rechnung getragen werden, dass diese sich nur *performativ* im Gebrauch, in einer Situation, im Erhandeln als Medium gelebter sozialer Beziehungen ausbilden.

Im Folgenden sollen drei Texte die *Einfallstrassen*, zur Entwurfsproblematik bilden. Neben den zu Anfang vorgestellten städtebaulichen Themen, die in Berlin aktuell besonders virulent sind, wird es in unseren *Research-by-Design*-Untersuchungen zum Potential der Grossen Straße unumgänglich sein, Überlegungen zu den folgenden Themen anzustellen: Was ist überhaupt urban? Kann man, und wenn ja, wie kann man Urbanität entwerfen? Wie ist heute urbanes Wohnen zu denken?

Die Auseinandersetzung mit jedem dieser drei vorgestellten Themenkreise kann den thematischen Nukleus für ein räumliches *urban design* bilden.

In der ersten Annäherung beleuchtet Sophie Wolfrum unseren *räumlich-architektonischen* Ansatz in der Urbanistik genauer. Im zweiten Text nähert sich Christopher Dell über Karl Marx und Lefébvre dem Phänomen des Urbanen. Die dritte Annäherung schließlich gibt einen Überblick über die Entstehung der *KMA*, sowie über aktuelle Entwicklungen und thematisiert konkrete Fragestellungen und die Aufgaben, die sich ein städtebauliches Projekt stellen sollte.

Bild: Google Maps // ohne Maßstäb





ANNÄHERUNGEN EINS //
ARCHITEKTONISCHE URBANISTIK

Architektonische Urbanistik [1] will Architektur und Urbanistik wieder zusammenbringen. Das mag selbstverständlich oder gar trivial erscheinen. Da sich die beiden Disziplinen im Verlauf des letzten Jahrhunderts aus verschiedenen historischen Gründen auseinander entwickelt haben, ist es jedoch notwendig, eine erneute Allianz herzustellen. „Wenn Architektur die Kunst ist, Räume zu artikulieren“, [2] wenn man also Architektur ganz grundsätzlich als Ausdruck und Artefakt von Raum denkt, dann ist es ein Verlust, Architektur auf nur einige spezielle Typen von Räumen zu reduzieren.

Nach weit verbreiteten Klischees wird Architektur mit Gebäuden, dem gebauten Objekt; gleichgesetzt. Außerhalb ist dann der Landschaftsarchitekt zuständig, soweit es die gärtnerische Gestaltung des Umfeldes angeht und Anschlüsse zwischen Gebäude Umgebung bewältigt werden sollen. Die Urbanistik dagegen bleibt bei der Beschreibung und Analyse urba-

SOPHIE WOLFRUM // ARCHITEKTONISCHE URBANISTIK URBANE RÄUME ARTIKULIEREN

ner Phänomene und Entwicklungen, ist angewandte Kulturwissenschaft, der räumliche Aspekt ist nur einer unter vielen anderen. Als angewandte Theorie, als Stadtplanung/ Raumplanung konzentriert sich Urbanistik dann auf die politisch steuernde und ordnende Ebene: Stadtplanung ist Prozess- und Konfliktmanagement, die schwerfälligen Instrumente Flächennutzungsplan und Bebauungsplan verlieren stetig an Einfluss, sie besiegeln nur mehr den eigentlichen Prozess des Aushandelns von Konsens in Stadtgesellschaften. Das Spektrum an Aufgaben weitet sich ständig und differenziert sich zugleich aus, vom Umweltmanagement bis zur sozialen kommunalen Daseinsvorsorge gilt es ständig weitere Aufgaben zu bewältigen. Die hohe Lebensqualität in den Städten Deutschlands wird nicht zuletzt einem sehr hohen Standard kommunaler Politik verdankt. Die architektonische Qualität der städtischen Räume spielt jedoch eine untergeordnete Rolle. Bei der Herausbildung der zeitgenössischen Stadtlandschaften ist ein architektonisches Verständnis von Raum überhaupt kein Thema. Die Gesellschaft baut sich ihre Räume auch ohne Architekten, und ohne sie mit Raumqualitäten anzureichern, welche die Architektur beisteuern könnte. Die Artikulation von Raum ist der Urbanistik abhanden gekommen.

[1] Sophie Wolfrum: Architektonische Urbanistik
in : Wolfrum S., Nerdinger W. (Hg.), multiple city,
Berlin 2008, S. 114-117

[2] Eco 1972, S. 326

Andererseits erfährt die Urbanistik aktuell einen ungeheuren Zugewinn an Aufmerksamkeit außerhalb der eigenen Profession. Die Documenta in Kassel kann man als Seismograph internationaler Strömungen der Kunst ansehen: Die drei letzten Ausstellungen der Jahre 1997, 2002, 2007 zeigten deutlich, wie sich die Bildende Kunst urbanistischen Themen zuwendet. Auch die letzten Kunst-Biennalen in Venedig widmeten sich mit einem großen Anteil der Arbeiten der Konzeptionalisierung von Stadt, Migration, Ausgrenzung und Eingrenzung, urbanen Aktionen und Phänomenen. Soziale, kulturelle und politische Themen werden auf die Phänomene hin untersucht, die städtische Räume formen und verändern. Die 27. Kunstbiennale in São Paulo 2006 „como viver junto“ war ausdrücklich urbanistisch konnotiert. In diesen Diskursen weitet sich im Kontext der Bildenden Künste die Vorstellung von „Stadt“. Sie wird vielfältiger und offener gedeutet und gewendet als vormals in der Öffentlichkeit, wo sie mit hermetischen Bildern eines bestimmten baulichen Ausdrucks verbunden war: Stadt versus Land. Es ist vor allem die abbildende und darstellende Kunst, die Fotografie und Videokunst, die sich der Stadt zuwendet. Zudem schwillt eine neue Welle von Installationen und Performances an, die Wege performativer Intervention eröffnen. Überschneidungen zwischen beiden sind unbenommen und zunehmend. Architektur müsste in diesem Diskurs der Künste gar nicht vorkommen. Sie bleibt auch marginal, es sei denn man erinnert sich des einen oder anderen Protagonisten der ‚urban radicals‘ der sechziger Jahre. [3]

PERFORMANCE, ARCHITEKTUR, URBANISTIK: // Vor diesem Hintergrund wird der performative Aspekt von Architektur neuerdings wieder aufgegriffen. Das Interesse an Performance in der Bildenden Kunst, die Aktualisierung von Überschneidungsbereichen zu den performativen Künsten (im engeren Sinn dem Theater), rückt die Performanz der Architektur erneut in den Fokus des Diskurses. Zum Thema wird eine Eigentümlichkeit des Architektonischen, die schon lange Gegenstand der Architekturtheorie ist, nun aber neue Aktualität erfährt. Der performative Zusammenhang von Form, handelndem Subjekt, Wahrnehmung und Erzeugung von Raum ist essentiell für dieses Verständnis von Architektur. Christopher Dell interpretiert das als architektonische Strategie, die er „als städtebauliche Wende, als ‚urbanistic turn‘ bezeichnen möchte.“[4] Dem ‚spatial turn‘ in den Kulturwissenschaften folgt nun der ‚urbanistic turn‘ in der Architektur. Das ist von der Architektur her gedacht, die sich dem Prozess des Städtischen, dem urbanen Projekt, wieder öffnet: Urbanistische Architektur:

[3] Pettena 1996 /Schaik, Mác’el 2005

[4] Dell, 2007, S. 136

Man kann den Zusammenhang Architektur-Urbanistik auch von der Urbanistik her denken, der es darum geht, das Potential der Architektur wieder für sich zu aktualisieren. Auch dann kann Architektur, wenn sie vice versa einen ‚architectonic turn‘ in der Urbanistik bewirken soll, nicht bloß auf Form, Objekt, Körper oder Gestalt bezogen werden. Sie wird vielmehr grundsätzlich als „Gestaltung von Räumen“, als Gestaltung „räumlicher Situationen“ begriffen. In „Räumlichen Situationen“ sind außer Bauwerken/Städten, Stadtlandschaften/ Kulturlandschaften, dem in Form gewonnenen Substrat, Menschen mit ihren Bewegungen, ihrem alltäglichen und politischen Handeln, ihrer Deutung und Wahrnehmung beteiligt. Architektur bezieht sich auf einen bestimmten kulturellen Umgang mit Raum. Architektur und Urbanistik, die Verbindung zweier Disziplinen, wird interessant als „Architektonische Urbanistik“, die Rekonzeptualisierung des Architektonischen für die Urbanistik.

PERFORMATIVE ARCHITEKTUR: // Was Architektur grundsätzlich von anderen gestaltenden Disziplinen unterscheidet, man kann es das spezifisch Architektonische nennen, führt zu ihrem performativen Aspekt. [5] Das bedeutet nicht, dass Architektur wie in einer Aufführung vorgeführt werden sollte, sondern dass Architektur nur als Bestandteil einer räumlichen Situation erlebt werden kann. Dies soll im Folgenden deutlich gemacht werden: Wie für andere Kulturtechniken gelten für die Architektur bestimmte spezifische Eigenschaften und Gesetzmäßigkeiten, nach denen ihr Medium strukturiert ist. Die Beherrschung von strukturellen, morphologischen und typologischen Gesetzmäßigkeiten der Raumbildung ist die Voraussetzung, um mit diesem Medium – angefangen beim Innenraum, über das einzelne Gebäude bis zu Stadt- und Landschaftsräumen – arbeiten zu können. Dazu kommt aber die Besonderheit der Architektur, dass sie sich durch visuelle Betrachtung alleine nicht erschließt. Architektur erschließt sich nicht über ein fotorealistisches Abbild, sondern im räumlichen Erleben. Das Medium der Architektur besteht aus materiellen Faktoren einerseits und deren Gebrauch andererseits, die untrennbar zu räumlichen Situationen verwoben sind. „Wir tasten das organische Raumgefüge nicht nur mit dem Auge, – das es in Bilder zerlegt – sondern durch die Bewegung mit unserer ganzen Körperlichkeit ab. Dadurch leben wir in dem Organismus, wir werden gleichsam ein Teil von ihm. Es sind doppelte sinnliche Eindrücke, die wir erleben, eine bereichernde Verbindung, die in dieser Art nur der Architektur eigen ist.“ [6] Fritz Schumacher verdeutlicht mit dieser Formulierung eine Eigentümlichkeit der Architektur, wonach unser Handeln und unsere Bewegung im Raum, unabdingbar in die architektonische Wirklichkeit eingeschlossen sind. Es ist diese

[5] Janson, Wolfrum 2006

[6] Schumacher 1926, S. 30

performative Eigenschaft, die spezifisch architektonisch ist, die bei der Rezeption von Bildern oder Skulpturen nicht Bestandteil des Erlebens und Wahrnehmens ist.

Auf dieser Einschätzung basiert in der Architekturtheorie eine lange Diskurslinie von August Schmarsow über Dagobert Frey bis hin zu Kenneth Frampton. Dagobert Frey benutzt eingängig die Figur des Mitspielers: In der Architektur sind wir „Mitspieler“, während wir in den Bildkünsten „Zuschauer“ bleiben. [7] Analog verwendet Peter Sloterdijk in seiner Sphärentrilogie den Ausdruck „Immersion“, wenn er den spezifischen Charakter des Wohnens beschreibt. [8] Am Beispiel des Werks *Die Toilette* von Ilya Kabakov auf der Documenta 1992 zeigt Sloterdijk, wie eine Installation den Besucher zugleich mit thematisiert. Durch diesen Akt der Bewusstwerdung wird eine paradoxe Situation erzeugt, die das Unbewusste als Essenz des Wohnens offenbart: „Mit dem Eintreten in die eigene Wohnung hört für den Bewohner üblicherweise das beobachtende Verhalten auf, ein diffuses Partizipieren, ein dezentriertes Sich-Umgebenlassen und Sich-Gehenlassen tritt an seine Stelle. Das Wohnen ist gewöhnlich de-thematisiert, weil es eben den Sinn hat, Gewöhnung und Trivialität zu erzeugen. Taucht die Wohnung im Museum auf, so wird das Eintreten in die Wohnung oder das Eintauchen in sie als solches auffällig gemacht: Die Emergenz der gewöhnlichen Wohnung im Museum hebt die Immersion des Besuchers in ihr ins Thema. Man müsste nur die Bewohner mit ausstellen, um die totale Ausstellung zu verwirklichen.“ [9] Die eigentümliche Eigenschaft des Wohnens ist die vollständige Einbettung (Immersion) des Menschen in ein Umfeld. Andere räumlicher Verhältnisse mögen dagegen Bestandteile bewusster kultureller Szenarien sein, bei der man sich auch des Im-Raum-Seins, eines Zugangs, Aufenthaltes, eines Passierens oder spezieller räumlicher Codes bewusst ist. In beiden Fällen jedoch (dem unbewussten und dem bewussten) ist das räumliche Verhältnis zugleich ein kulturelles Verhältnis, Bestandteil kulturellen Ausdrucks und durch Architektur kodiert, artikuliert, hervorgehoben oder banalisiert – je nachdem. Auf einer Verzahnung von materieller Beschaffenheit, geformter, gestalteter Umwelt und subjektivem Umgang gründet jede Konzeptionalisierung von Architektur.

GEHEN IN DER STADT. // Zurück zum urbanen System, über das man ebenfalls eine Geschichte des performativen Zugangs erzählen könnte, angefangen bei der bekannten Figur des Flaneurs im 19. Jahrhundert. Eine spezifische Geschichte urbaner Erfahrung und urbaner Sensualität,

[7] Frey 1992, S. 93 ff

[8] Sloterdijk 2004, S. 523ff

[9] ebenda., S. 526

die insbesondere das Gehen vielfältig expliziert: „Die Spiele der Schritte sind Gestaltungen von Räumen. Sie weben die Grundstruktur von Orten. In diesem Sinne erzeugt die Motorik der Fußgänger eines jener realen Systeme, deren Existenz eigentlich den Stadtkern ausmacht, die aber keinen Materialisierungspunkt haben. Sie können nicht lokalisiert werden, denn sie schaffen erst den Raum.“^[10] Michel de Certeau ist einer unter vielen, die im Gehen das entscheidende Medium urbaner Raumproduktion sehen. „Der Akt des Gehens ist für das urbane System das, was die Äußerung (der Sprechakt) für die Sprache oder für formulierte Aussagen ist.“^[11] Performativer Urbanismus stellt neben dem Gehen alle Bewegungsformen und Erlebnisweisen in das Zentrum seiner Betrachtung. Die Anknüpfung an das Situationistische Projekt ist wieder aktuell (siehe *multiple city*, Kapitel 14b). Nicht zuletzt unter dem performativen Aspekt beschäftigt man sich auch wieder intensiv mit Henri Lefèbvres Theorie der Produktion von Räumen, die ebenfalls ein Konzept des *l'espace vécu* (lived space - gelebter Raum) einschließt.^[12] Raum ist demnach (und neben anderen Konzeptionalisierungen) ein Medium gelebter sozialer Beziehungen, ein Medium durch welches der Mensch in Interaktion mit anderen Körpern sein konkretes Leben gestaltet.

Die Situationisten hatten sich komplett der Produktion von Werken ver sagt. Das war eine radikale Konsequenz ihrer Analyse und damit programmatische Konsequenz. (Ausnahme war der Niederländer Constant, eher eine Randfigur der Situationisten, mit dem utopischen Stadtprojekt *New Babylon*, das bezeichnenderweise auf der *Documenta 11*, 2002 wieder präsentiert wurde.) In dieser Tradition wäre „Performativer Urbanismus“ ohne „Werk“. Er würde sich dann in einem performativen Aktionismus erschöpfen, sich selbst dabei im Labor des Urbanen akribisch beobachten oder seine Aktionen einer qualitativen (sozialwissenschaftlichen) Forschung unterziehen. Soziale Praxis würde sich selbst genügen. Auch kann man Kunst zu urbanen Installationen ausweiten oder urbane Szenen zum Gegenstand performativer Künste machen. Eine „Ästhetik des Performativen“^[13] (Theater, Performances, Aktionen) kommt dem entgegen. Man kann in der Stadt agieren und dies mit Mitteln der Kunst dokumentieren und interpretieren (Video, Film, Foto).

Als Urbanisten wollen wir jedoch aktiv in die Produktion von Stadt eingreifen, sie nicht lediglich interpretieren oder therapieren. Die Grenzen der performativen Künste zur Architektur weichen auf. Performative Aktionen werden Teil von urbanistischen Strategien. Sie verwenden temporäre

[10] Certeau 1988, S. 188

[11] ebenda, Seite 189

[12] Lefèbre 1992

[13] Fischer-Lichte, 2004

Installationen im Sinne von interventionistischen Akupunktur, temporäre Aktionen, um Räume ins kulturelle Gedächtnis einer Stadtgesellschaft zurückzuholen, Performances, um Orte zu beschreiben.

DER ENTWORFENE UND GESTALTETE RAUM. // „Architektonischer Urbanismus“ kann noch eine zusätzliche Begabung einbringen. Einerseits sind es die performative Rezeption und die aktive Performance, essentielle Aspekte von Architektur. Aber genau so sind es die Form und der entworfene und gestaltete Raum als Produkt eines sich über zweitausend Jahre herausgebildeten professionellen Repertoires. Es wäre fatal, geformten Raum und Performance des Raums auseinanderzuidividieren. Wenn Architektur die Kunst ist, Räume zu artikulieren, dann sollte man deren Repertoire tunlichst verwenden.

Fritz Schumacher sieht den Einsatz dieses Materials, das er Kunst der Raumbildung nennt, in engem Bezug zur Rezeption: „Die Kunst der Raumbildung ergreift nicht nur Besitz von unserem Auge, sondern sie erfasst unseren ganzen Körper, indem sie, ohne dass wir es zu merken brauchen, seine Bewegungen beeinflusst und lenkt. Die Gestaltung der uns umschließenden Raumwände spielt dabei eine zweite Rolle gegenüber der Modellierung des Bodens. Das Steigen oder Fallen - die Zäsur durch Treppenstufen - die Entspannung durch horizontale Flächen - die Führung zu bestimmten Punkten des Betrachtens, das alles sind motorische Wirkungen, die den Rhythmus der Körperbewegung in ganz ähnlicher Weise beherrschen wie die Formen der Raumgestaltung den Rhythmus der Augenbewegung. [14] Genauso spürt Iain Borden in *Skateboarding, Space and the City* der spezifischen Stadtrezeption der Skateboarder nach. [15] Eine andere bodyperformance macht eine andere Stadt. Er entwirft dann aber auch Orte, die den Fähigkeiten des Skateboarders ein spezifisches Potential räumlichen Erlebens bieten. Er bleibt nicht bei der Interpretation stehen, sondern macht den Schritt zum architektonischen Entwurf. Körper und Raum, Innen und Außen, Weite und Enge, Lichtführung, Atmosphäre, eine unendliche Liste von Elementen des architektonischen Repertoires sei hier nur angerissen. Als Architektur sind sie kein Zufallsprodukt: Raum wird artikuliert, indem man sehr genau verfolgt, mit welchen Mitteln welche Wirkungen zu erzielen sind. Das steht im Zentrum des architektonischen Entwurfs.

[14] Schumacher 1942, S. 289

[15] Borden 2001

OFFENE RÄUME MIT EIGENSCHAFTEN: // Mittel und Wirkung sind allerdings nicht hermetisch in einer Ursache-Wirkung Erlebnis Kette verhakt, im performativen Akt entsteht erneut Spielraum, wird wieder Kontingenz eröffnet. Wir beschreiben dieses Wechselverhältnis, Offenheit die nicht durch Beliebigkeit oder neutrales Geschehenlassen erzielt wird, sondern vielmehr durch prägnante architektonische Räume, als *Kapazität* von Architektur. [16] Alle Eigenschaften, die Architektur zugeschrieben werden können, stehen in einem Spannungsverhältnis von Substanz und Kontingenz. Architektonische Substanz urbaner Räume ist gleichsam der Katalysator urbaner Offenheit. Das erscheint zunächst als Widerspruch. Architektonische Urbanistik geht jedoch davon aus, dass Kontingenz nicht durch architektonische Enthaltung erreicht wird, denn wirklich neutrale Räume gibt es gar nicht, sondern im Gegenteil durch architektonische Prägnanz. [17] Prägnanz wiederum gilt es abzugrenzen gegenüber einer genialischen Attitüde, die heute mit Architektur gleichgesetzt wird.

Urbane Räume sollen immer auch als Möglichkeitsräume einer Gesellschaft dienen. Nur so erfahren sie auch das Potential, öffentliche Räume zu sein, die das originär Urbane darstellen. Nun berührt das Verhältnis von öffentlichen und privaten Stadträumen weitere Fragen, die hier nicht behandelt werden können. Kontingente Räume, Räume die unterschiedlichen Verhaltensweisen einer sich wandelnden Stadtgesellschaft Spielräume biete, sind jedoch eine der Antworten. „Und es muss auch im Imaginären, wie im Raum, eine unvermeidliche Krümmung geben, die sich jeglicher Planung, jeglicher Linearität, jeglicher Programmierung widersetzt. In dieser Konstellation kann der Architekt damit spielen, seine eigenen Pläne zu vereiteln, aber er kann nicht beanspruchen, das Objekt als Ereignis zu beherrschen. Die symbolische Regel nämlich lautet, dass der Spieler niemals stärker sein darf als das Spiel selbst.“[18] In diesem Sinne wären prägnante urbane Räume nicht die, die im internationalen Städtewettbewerb auf den ersten Seiten der Printmedien auftauchen, sondern vielmehr diejenigen, die im „beiläufigen Bemerkten“[19] den Alltag der Stadt bemerkenswert machen. So wie Walter Benjamin das beiläufige Bemerkten als typisch für die Rezeption von Architektur ansah, so wie Peter Sloterdijk Immersion als essentiell für Wohnen beschreibt, verfolgt „Architektonische Urbanistik“ das Projekt, urbane Räume zu entwerfen, zu artikulieren und sie im gleichen Augenblick wieder als Möglichkeitsräume im Spiel der Stadt zu verlieren. Denn das ist ihre Aufgabe.

[16] Janson, Wolfrum 2006

[17] Wolfrum 2007

[18] Baudrillard 1999, S. 18

[19] Benjamin 1963, S. 41

Der Fehlschluss wäre nämlich, in Möglichkeitsräumen Räume ohne Eigenschaften zu sehen. Der Rückgriff auf den Möglichkeitssinn von Musil führt jene auf die falsche Fährte, die irrtümlicherweise glauben, *Musils Mann ohne Eigenschaften* habe keine Eigenschaften. Aber Ulrich ist ein Mann, der mit Eigenschaften bestens ausgestattet ist, nur führen sie bei ihm nicht auf einen klar bestimmten Weg. „In wundervoller Schärfe sah er, (...) alle von seiner Zeit begünstigten Fähigkeiten und Eigenschaften in sich, aber die Möglichkeit ihrer Anwendung war ihm abhanden gekommen.“^[20] Architektonische Urbanistik spielt genau mit dieser Ambivalenz: der Prägnanz räumlicher Artikulation und der Kontingenz räumlicher Praxis als Bedingung von Urbanität.

LITERATUR //

- Baudrillard, Jean // *Architektur: Wahrheit oder Radikalität*. Graz-Wien 1999
- Benjamin, Walter // *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*. (1936) Frankfurt/M 1963
- Borden, Iain // *Skateboarding, Space and the City. Architecture and the Body*. Oxford, New York 2001
- Certeau, Michel de // *Kunst des Handelns*. Berlin 1988
- Dell, Christopher // *Die Performanz des Raums*. In: *Situativer Urbanismus*, archplus 183 2007, S. 136-144
- Eco, Umberto // *Einführung in die Semiotik*. (1968) München 1972
- Fischer-Lichte, Erika // *Ästhetik des Performativen*. Frankfurt am Main 2004
- Frey, Dagobert // *Wesensbestimmung der Architektur*. (1926) Darmstadt 1992
- Janson, Alban / Wolfrum, Sophie // *Kapazität: Spielraum und Prägnanz*. In: *Der unsichtbare Kern, der architektonische Kern*, Heft 5-6; 2006, S. 50-54
- Lefèbvre, Henri // *The production of Space*. (1974) Oxford 1992
- Musil, Robert // *Der Mann ohne Eigenschaften*. (1930-42) Hamburg 2000
- Pettina, Gianni (Hg.) // *Radicals. Architettura e Design 1960/1975*. La Biennale di Venezia 1996
- Schaik, Martin van / Máčel, Otakar // *Exit Utopia. Architectural Provocations 1956-76*. Munich, Berlin, London, New York; 2005
- Schumacher, Fritz // *Das bauliche Gestalten*. In: *Handbuch der Architektur*, IV. Teil, 1. Hlbd. Leipzig 1926
- Schumacher, Fritz // *Die Kunst des Städtebaus*. In: *Die Sprache der Kunst*. Stuttgart, Berlin 1942, S. 280 – 292
- Sloterdijk, Peter // *Sphären III. Schäume*. Frankfurt/M 2004
- Wolfrum, Sophie // *Möglichkeitsräume*. In: *Thorsten Bürklin, Peter Kreisli, Michael Peterek (Hg.), Orte öffentlichen Lebens in der Stadtregion*. Frankfurt am Main 2007

[20] Musil 2000, S. 47





REITZEL

Schule Ensemble Galerie

BYLS 9247

**ANNÄHERUNG ZWEI //
DAS URBANE GEWEBE.**



Die Wirkmacht von Lefèbvres Konzeption der Raumproduktion besteht darin, uns Raum als relationales Gefüge zu erklären, das aus gesellschaftlichen Auseinandersetzungen entsteht. Indes impliziert solcher Wechsel, dass wir nicht vernünftig von Raum an sich sprechen können. Raum erweist sich als Gegenstand antigonaler Verhandlung und Produktion und somit der Untersuchung geschichtlicher Transformation von Gesellschaft. Im Folgenden möchte ich, unter Bezugnahme auf die Theoriebestände von Marx und Lefèbvre, den Versuch unternehmen, solch geschichtliche Entwicklung am Topos Stadt nachzuzeichnen. Dabei sei vorangestellt, dass dies im Kontext dieser Publikation nur schlaglichtartig geschehen kann und soll.

CHRISTOPHER DELL //

**VON DER POLIS ZUM URBANEN GEWEBE.
KLEINE GESCHICHTE DER STADT UND DER ARBEIT.**

Lefèbvres Buch *Droit a la Ville* stellt eine Art Prolegomena, eine erste Vorformulierung der begrifflichen Arbeit zur Frage der Urbanisation und-Raumproduktion dar und lässt sich, gemeinsam mit seinem Folgeband *Espace et politique*, als wesentlicher Stützpfiler Lefèbvres disziplinübergreifender Theoretisierung von Stadt verstehen. In *Droit à la Ville* arbeitet Lefèbvre zum ersten mal die für ihn stadttheoretisch entscheidenden und in *Revolution urbaine* und *Production de l'espace* vertieften Begriffsfelder heraus: erstens die, im erweiterten Sinne, ‚poietische‘ Produktion (von Stadt als Werk), zweitens die ‚urbane Gesellschaft‘ und drittens die Praxis des Wohnens. Lefèbvre macht mit diesen Begriffen deutlich, dass es ihm mit dem Recht auf Stadt um mehr geht, als um ein Einklagen eines Zugangs zur und Teilhabe an der Stadt. Vielmehr zeigt er scharf umrissen auf, wie am Thema des „Bedürfnisses“, des „Interesses“ der Stadtbürger am Recht auf Stadt der Begriff Stadt selbst heute bestimmt werden kann und darüber hinaus, welchen methodischen Weg man einzuschlagen hat, will man diese Untersuchung bewerkstelligen.

Im Rahmen der Verknüpfung von sozialkritischer Bestandsaufnahme und historischer Analyse unternimmt Lefèbvre den Versuch, Stadt neu zu denken. Er zeigt sich dabei nicht nur als scharfsichtiger Beobachter der ihn umgebenden Entwicklungen. Seine Diagnosen haben auch deshalb über seine Zeit hinaus Bestand, weil sie die historischen Bedingungen jeweiliger Epochen mit einbeziehen. Das Auseinanderklaffen urbanistischer Planungen und urbaner Wirklichkeit, der von Urbanisierungsprozess und Stadtbau hervorgerufene Exodus von Großteilen der Bevölkerung aus den Innenstädten in die Vorstädte und damit einhergehend die Abnahme sozialer Beziehungen in den alten Stadtzentren im Europa der Nachkriegszeit – gegen all das erhebt Lefèbvre vehement Einspruch. Er antwortet damit auch auf die ideologische Wirkmacht eines rationalen Urbanismus, der sich, sowohl in Form des funktionalistischen Städtebau wie auch dessen strukturalistischen Nachhut, den Systemtheoretikern,

„ES ZERFÄLLT DAS PHÄNOMEN STADT, INDEM ES SICH ENTFALDET.“

zur Rettung der Stadt in Szene setzt. Lefèbvres Schriften jedoch allein als einen Kommentar zum Scheitern des Urbanismus darzustellen, hieße sie verkürzen. Sie sind vielmehr pointierte Schulen des politischen Stadt Denkens, gerade weil an ihrem Anfang kein Ansatz, keine Theorie, steht, sondern ein Problembestand: die „Krise der Stadt.“ Während die „Stadt selbst durch Wirtschaft explodiert“ beobachtet Lefèbvre, zeigen sich die Städte als amorphe Konglomerate, deren Form unklar geworden ist, und die sich nicht mehr in der alten Weise beschreiben lassen. Es „zerfällt das Phänomen Stadt, indem es sich entfaltet.“^[1]

Indes legen die realen urbanen Phänomene wie die städtischen Unruhen von Watts `66, Berkeley oder Paris `68 beredtes Zeugnis davon ab, dass jenseits des Urbanismus ein neues Bewusstsein für die Stadt und deren Konflikte entsteht. Als eine der wichtigsten Denkfiguren Lefèbvres kristallisiert sich daher das Aufzeigen einer „urbanen Strategie“ heraus, „die bereits in Bewegung und in Aktion ist.“^[2] Ziel kann nicht sein, nur im Elfenbeinturm der Wissenschaft die Konzeptionen und Aktivitäten

[1] Lefèbvre: *Metaphilosophie*. Frankfurt a.M. 1975 (1965), S. 123

[2] *Le Droit à la Ville*. Paris 2009 (1967), Übersetzung des Autors S. XVIII

des Urbanismus kritisch zu kommentieren, sondern auch, „diese Problematiken in das Bewusstsein zu rufen und in die politischen Programme einzuführen.“^[3]

Die Betonung des Krisenmoments der Stadt intendiert keinen Kulturpessimismus, kein Hervorheben einer Zerfallerscheinung, sondern den Versuch, krisenhafte Bewegungen als öffnend, hin zur Möglichkeit, zu begreifen. Die Argumente hierfür können aus dem Phänomen Stadt selbst abgeleitet werden: weil in ihr unterschiedlichste Vektoren als Interessen, Bedürfnisse, Subjektivitäten, Motive und Akteure am Werk sind, wirkt Stadt weder homogen noch formal abgeschlossen, sondern ihre Realität produktiv. Kurz formuliert: Stadt als urbane Form versammelt ihre Elemente immer neu als Ort der Differenz und der Simultaneität. Das Urbane zeigt sich jedoch als sehr spezifische Form: als „Punkt der Begegnung, der Ort einer Zusammenkunft, die Gleichzeitigkeit“ trägt sie vor allem vermittelnden Charakter. Sie verfügt über „keinerlei spezifischen Inhalt, aber alles drängt zu ihr, lebt in ihr.“^[4] Das Verfahren, sich Zutritt zu wichtigen, in der Stadt gespeicherten Informationen und Handlungen zu verschaffen, kann daher nie darin bestehen, zu homologisieren und zu reduzieren, sondern darin Differenz zuzulassen. Das Urbane lässt sich als Ort des Politischen definieren,⁵ an dem Konflikte ihren *Ausdruck* finden.^[5] Solche Diagnose kongruiert mit Hannah Arendts Aussage, dass Stadt als Ort Bedingung des Politischen überhaupt angesehen werden muss. „Politisch wird [der] öffentliche Raum erst, wenn er in einer Stadt gesichert ist, also an einen greifbaren Platz gebunden ist...“^[6]

Von Marx wissen wir: jede Form gesellschaftlicher Praxis ist in einer Geschichte verortet. Lefébvres Leistung besteht nun darin, zu erkennen, dass die Stadt nicht Objekt ist, sondern als gesellschaftlicher Praxis bestimmt werden muss. Daraus folgt: Urbanisation ist kein gegebener Zustand, sie lässt sich nur aus geschichtlich ausgerichteter Perspektive verstehen. Um zu begreifen, was heute mit der Stadt passiert, ist zu klären, wie sich die Geschichte der Stadt entwickelt. Im Konnex dieser Überlegungen lässt sich der Übergang von ruralen über industriellen hin zu urbanen Strukturen als zentraler Bestandteil gesellschaftspolitischer Entwicklung fassen und das Urbane als eine aus den Epochen

[3] ebenda.

[4] Die Revolution der Städte. Dresden 2003 (1972), S. 156

[5] Ebda., S. 186

[6] Arendt, Hannah: Was ist Politik? München 2005 S. 46

der Agrarphase und danach der Industrialisierung hervorgegangenen Gesellschaftsform. Deren Totalität entspringt dem dialektischen Prozess der Kreation (Antike, Mittelalter) und der Negation (Industrialisierung) alter Stadtformen und ihrem Aufgehen in einer Gesamtheit auf den ersten Blick unlesbarer Veränderungen. [7] So gliedert sich der Urbanisierungsprozess in drei Momente: das Rurale, das Industrielle und das Urbane. Die

KURZ FORMULIERT: STADT ALS URBANE FORM VERSAMMELT IHRE ELEMENTE IMMER NEU ALS ORT DER DIFFERENZ UND DER SIMULTANITÄT. DAS URBANE ZEIGT SICH JEDOCH ALS SEHR SPEZIFISCHE FORM: ALS „PUNKT DER BEGEGNUNG, DER ORT EINER ZUSAMMENKUNFT, DIE GLEICHZEITIGKEIT“ TRÄGT SIE VOR ALLEM VERMITTELNDEN CHARAKTER.

Einteilung in geschichtliche Epochen erlaubt es, die Widersprüchlichkeit der Entwicklung zu ordnen und aufzuzeigen und Übergänge zwischen den einzelnen Momenten in den Blick zu nehmen. Wobei jede Epoche ihre eigene Produktionsweisen und Städte entfaltet. Lefèbvre betont, „dass jede Produktionsweise einen Stadttypus produziert hat (nicht als nur irgend etwas, sondern als ein privilegiertes Werk) der sich unmittelbar ausdrückt, sichtbar und ablesbar am Terrain, und ansonsten höchst abstrakte, juristische, politische, ideologische Gesellschaftsverhältnisse begreiflich macht.“[8]

In *Droit à la ville* leitet Lefèbvre seine Überlegungen mit einer historischen Betrachtung ein. Das Urbane wird von ihm als aufgehobene Form bezeichnet, die aus dem dialektischen Prozess der Kreation und Gründung der Stadt einerseits und dem Angriff durch die Industrialisierung auf die Stadt andererseits hervorgeht. Es ist weder legitim, diesen Prozess *a posteriori* zu naturalisieren noch ihn zu rationalisieren. Im Gegenteil: der geschichtliche Verlauf der Stadt enthält Kontingenzen und

[7] Vgl.: Lefèbvre: *Le Droit à la Ville*. S. 7.

[8] Ebd., S. 38

Heterogenitäten ebenso wie Konflikte, Intentionen, Interessen, Subjektivitäten, kurz: Vektoren. „In diesen Prozess intervenieren aktiv, freiwillig, Klassen oder Teile von Klassen, die Kapital besitzen (und Produktionsmittel) und nicht nur den ökonomischen Einsatz des Kapitals und die produktiven Investitionen lenken sondern die gesamte Gesellschaft, und zwar unter Einbezug eines Teils dessen, was an Reichtum in der „Kultur“ produziert wird, die Kunst, das Wissen, die Ideologie.“^[9] Als wichtigstes Ergebnis der Analyse halten wir fest: die *problematique urbaine* lässt sich nur vor dem Hintergrund der Industrialisierung erhellen.

Am Anfang der Analyse steht die Gliederung des Urbanisationsprozesses in Induziertes (Ausgelöstes) und Induzierendes (Auslösendes). Das meint, dass Industrialisierung als Auslöser wirkt, Urbanisation auslöst. Als das Ausgelöste lassen sich jene Fragestellungen fassen, „die sich auf das Wachstum und die Planung, die Fragen der Stadt und die Entwicklung der urbanen Realität beziehen (ohne dabei die zunehmende Relevanz der Freizeitaktivitäten und die Fragen der „Kultur“ zu vergessen).“^[10] Das bedeutet jedoch nicht, dass sich zeitgenössische Gesellschaft durch die Industrialisierung charakterisieren lässt. Der gängige Begriff der ‚industriellen Gesellschaft‘ kann ebenso wenig gelten, wie der in unserer Epoche verwendete Begriff der ‚post-industriellen Gesellschaft.‘^[11] Aktuelle Gesellschaftsform ist aus dem Prozess der Industrialisierung hervorgegangen, sie verortet sich jedoch jetzt neu: als das Urbane. Umgekehrt findet Gesellschaft in der Stadt ihren Ausdruck: „Auch wenn die Urbanisation und die Problematiken des Urbanen ausgelöste Effekte darstellen und nicht auslösende Ursachen oder Gründe, so tragen diese Begriffe bereits die Begründung dafür in sich, dass man die soziale Realität, die um uns herum im Entstehen begriffen ist, als *urbane Gesellschaft* bezeichnen kann.“^[12] Industrialisierung als Motor des Urbanen zu verstehen impliziert nicht, die Rolle der Agrarphase außer Acht zu lassen. Im Gegenteil. Die starke Wirklichkeit, über die die Stadt zu Beginn der Industrialisierung verfügt, resultiert aus den vielen Auseinandersetzungen, die sie mit dem Ruralen austrägt.

Brechen wir an dieser Stelle ab und gehen zu den Anfängen der Stadt zurück. Zu Beginn ihres Entstehens sind Städte vor allem Orte der

[9] ebenda. Seite.11

[10] ebenda, Seite.1

[11] vgl. Häußermann/ Siebel/ Läßle: Stadtpolitik. Frankfurt a.M. 2008, S. 159 ff.

[12] Ebd.

Politik. Die Antike nimmt ihren Ausgang in der Stadt: das griechische Wort *polis* steht für den Ort, die Verräumlichung politischen Handelns durch die *politai* (Stadtbürger). D.h. die Stadt gibt dem Begriff der Politik den ursprünglichen Rahmen. Es bildet sich das antike Gemeinde- und Staatseigentum heraus, welches durch den Zusammenschluss mehrerer Stämme zu einer *Stadt* durch Vertrag oder Eroberung entsteht. In der „Deutschen Ideologie“ gibt Marx eine knappe Beschreibung der Epoche der politischen Stadt: „Die Staatsbürger besitzen nur in ihrer Gemeinschaft die Macht über ihre arbeitenden Sklaven und sind schon deshalb an die Form des Gemeindeeigentums gebunden ... es ist das gemeinschaftliche Privateigentum der aktiven Staatsbürger, die den Sklaven gegenüber gezwungen sind, in dieser naturwüchsigen Weise der Assoziation zu bleiben. Daher verfällt die ganze hierauf basierende Gliederung der Gesellschaft und mit ihr die Macht des Volks in demselben Grade, in dem namentlich das immobile Privateigentum sich entwickelt.“^[13] Als Ort gesellschaftlicher Praxis bringt die antike Stadt ihre eigene Produktionsweise hervor, und mit ihr die ersten Formen städtischer Arbeitsteilung. Die Arbeitsteilung wirkt sowohl nach Innen wie nach Außen. Nach Außen organisiert die politische Stadt ein rurales Territorium, und beutet dieses aus. Die Bevölkerung des ländlichen Territoriums besteht vornehmlich aus Bauern, Dorfbewohnern, Hirten. Vereinzelt Städten wie Athen und Rom, gelingt es, durch Kriege und Handel, Imperien zu gründen und so Wirkmächtigkeit über die unmittelbare Region hinaus zu erlangen. Nach Innen erzeugt die Arbeitsteilung zwischen Sklaven und Stadtbürgern nicht nur städtisches Wachstum, sondern auch große Konflikte. Gleichwohl erweist sich die Gemengelage insgesamt als zu homogen, sie führt zu wirtschaftlichen, sozialen und politischen Stillstand und zum Niedergang der politischen Stadt. Weil die auf Sklavenarbeit beruhende Produktionsweise ein isoliertes, geschlossenes System bildet, kann sie sich nicht transformieren, ist sie nicht in der Lage, neue Produktionsweisen, neue Gesellschaftsformen aufzunehmen bzw. zu erzeugen. Ferner kann die politische Stadt ihre inneren Konflikte nicht nach Außen tragen, nicht in eine Veränderung umformen. Die sklavisches Produktionsweise bewirkt die eindeutige Macht der Stadt über das Land. Der Mechanismus einer Instrumentalisierung von Sklaven zur Arbeit auf den großen Besitztümern, den Latifundien, erzeugt eine einseitige Abhängigkeit des Landes von der

[13] Marx, Karl: „Die Deutsche Ideologie, Feuerbach“. in: Borkenau, Franz (Hg.): Marx. Frankfurt a. M. 1956, S. 47

Stadt. Das Verhältnis zwischen Stadt und Land als auch jenes zwischen den Klassen erweist sich als derart starr, dass die inneren und äußeren Auseinandersetzungen zum Niedergang der politischen Stadt führen. Sie geht an einem Mangel an Differenz zu Grunde, die Homogenität ihres Systems ruft letztlich ihre eigene Zerstörung hervor.

Das europäische Mittelalter hingegen trägt den Konflikt der Stadt-Land Beziehung offen aus. Der Feudalgrundbesitz löst die Struktur des römischen Weltreichs und des antiken Gemeindeeigentums ab. Die Feudalherren konzentrieren sich auf das Land und stellen sich offen gegen die Stadt. Im Gegensatz zur Antike orientiert sich das Mittelalter nicht von der Stadt sondern vom Ruralen her. Die dort sich entwickelnde Feudalstruktur tritt in Konflikt sowohl mit den Bauern, ruralen Produzenten als auch mit den Stadtbürgern. Die feudale Gliederung besteht aus einem Zusammenschluss der herrschenden Feudalklasse gegen die produzierende Klasse der Leibeigenen und ist strukturell der der Antike ähnlich. Formell sind die Assoziation und das Verhältnis zu den unmittelbaren Produzenten jedoch anders aufgebaut, nicht nur weil sich die Produktionsbedingungen anders ausformen, sondern auch weil sich auf Seiten der Stadt eine äquivalente Struktur herausbildet – das korporative Eigentum und die feudale Organisation des Handwerks. Eigentum bedeutet in der Stadt zunächst die Arbeit des Einzelnen. Die Notwendigkeit zum Zusammenschluss erkennen die Städter aus der Bedrohung durch den assoziierten Raubadel. So gründen sie beispielsweise kommunale Markthallen, wo die Produzenten auch ihre eigenen Produkte vermarkten können. Um der zunehmenden Konkurrenz, hervorgerufen durch den Migrationsstrom an Leibeignen, zu begegnen gründen sie die Zünfte. In stabilen Zeiten können einzelne Handwerker kleine Kapitalien ansparen. Solches Kapital und das Wachstum der Bevölkerung ermöglicht ihnen, ihre Werkstatt zu erweitern und eine neue Organisationsform des Arbeitens einzuführen: das Gesellen- und Lehrlingsverhältnis, welches „in den Städten eine ähnliche Hierarchie zustande brachte wie die auf dem Lande.“^[14] Indes besteht die vorherrschende Eigentumsform der Feudalepoche im Grundeigentum. Feudale Produktionsverhältnisse äußern sich in Leibeignenarbeit einerseits und dispersen Arbeitsformen mit kleinem Kapital, das sich mit Gesellenarbeit strukturiert, andererseits. Bodenkultur und handwerksmäßige Industrie

[14] Ebd., S. 50

zeigen sich wenig kultiviert, der Grad der Arbeitsteilung als gering. Die Teilung zwischen Industrie und Handel wird erst später hervortreten, wenn die Städte untereinander in Beziehung treten. Scharf ausgeprägt ist jedoch bereits der globale Gegensatz von Stadt und Land.

In dem Konflikt zwischen Stadt und Land tritt die Stadt schließlich als Sieger hervor. Sie ersetzt den Feudalbesitz und eignet sich schließlich die politische Herrschaft wieder an. Gerade die Differenz zum Feudalsystem hatte zuvor bewirkt, dass sich die Stadt räumlich nicht isolieren konnte. Dieser Druck zur Öffnung bewirkt, dass sie in ihrer Entwicklung fortschreitet. Aus dem Fortschritt resultiert ökonomisch (in dem sich das bewegliche private Eigentum gegen das Gemeinschafts- und Grundeigentum stellt) die Industrieproduktion und politisch der Staat. Beide Elemente werden sich wiederum als die die Stadt negierenden Akteure herausstellen. Mit ihnen entstehen neue Formen der Arbeitsteilung, die sich von der gesellschaftlichen Teilung deutlich zu differenzieren beginnen. Innerhalb des Produktionsprozesses, der jetzt langsam entstehenden Manufakturen ist die Arbeit kooperativ organisiert. Die Trennung in Aufsichtsfunktionen und Funktionen des Produzierens findet auf dem Markt statt, dem Treiber der Konkurrenz. „Auf dem Markt gibt es *Konkurrenz*, also die Möglichkeit von Konflikten, gefolgt von wirklichen Konflikten zwischen den Individuen, den Gruppen, den Klassen. Innerhalb einer Produktionseinheit wie dem Unternehmen besteht eine Arbeitsteilung zwischen den Werkstätten und Teilen des Unternehmens einerseits und den produzierenden Individuen innerhalb der Werkstatt andererseits.“^[15] Die Zunftstruktur erzeugt in den Städten eine technische Arbeitsteilung, die sich von der Heterogenität und Kleinteiligkeit der ruralen Produktionseinheiten absetzt. Die Stadt zieht Produzenten vom Land ab, zu ihr flüchten die Leibeigenen vor ihren Herren, nur um, jetzt als ungeschützte Tagelöhner, in einen neuen Ausbeutungsprozess zu treten.

Der Kampf um Produzierende und Produktionsmittel zwischen Land und Stadt führt zu den militärischen Einrichtungen der Stadt, den Zünften, der Bürgerwehr, den Gemeinschaftsbauten. Die militärische Organisation bewirkt wiederum eine Neugliederung der Stadt selbst. Die ihr inhärente Form des beweglichen Eigentums kann sich nun bewusst

[15] Lefebvre, Henri: Die Stadt im marxistischen Denken. Ravensburg 1975 (1972), S.38

gegen die Feudalstruktur des Grundeigentums stellen, nicht ohne ihr eigenes Territorium durch die befestigte Stadtmauer, zu definieren. Das bewegliche Eigentum ist jedoch noch nicht auf dem Zirkulationsstand des später aus ihr hervorgehenden Kapitalismus. Warum ist das so? Weil die Produktionsverhältnisse noch einen naturbezogenen, unmittelbaren Charakter tragen. Und umgekehrt gilt: an der empirischen Beobachtung von Stadt lässt sich festmachen, dass die Stadtformen selbst keine zu mystifizierenden oder spekulativen Gegebenheiten darstellen, sondern von den Menschen, die in ihnen leben produziert werden. „Die Tatsache

**DIE PRODUKTION DER STADT SETZT SICH AUS PRODUKTION
VON IDEEN, VORSTELLUNGEN, DES BEWUSSTSEINS UND DEN
MATERIELLEN TÄTIGKEITEN UND DEM MATERIELLEN
VERKEHR DER MENSCHEN, SPRACHE DES WIRKLICHEN
LEBENS ZUSAMMEN. DIE STADT ERWEIST SICH ALS DER
MATERIELLE TRÄGER, ALS VERMITLUNGsort DIESER
ZUNÄCHST NOCH UNVERMITTELT ERSCHEINENDEN
KONVERGENZ VON TÄTIGKEIT UND BEWUSSTSEINS.**

ist also die,“ sagt Marx, „bestimmte Individuen, die auf bestimmte Weise produktiv tätig sind, gehen diese bestimmten gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse ein. ... Die gesellschaftliche Gliederung und der Staat gehen beständig aus dem Lebensprozeß bestimmter Individuen hervor; aber dieser Individuen, nicht wie sie in der eignen oder fremden Vorstellung erscheinen mögen, sondern wie sie *wirklich* sind, d.h. wie sie wirken, materiell produzieren, also wie sie unter bestimmten materiellen und von ihrer Willkür unabhängigen Schranken, Voraussetzungen und Bedingungen tätig sind.“ [16] Die Produktion der Stadt setzt sich aus

[16] ebenda.

Produktion von Ideen, Vorstellungen, des Bewusstseins und den materiellen Tätigkeiten und dem materiellen Verkehr der Menschen, Sprache des wirklichen Lebens zusammen. Die Stadt erweist sich als der materielle Träger, als Vermittlungsort dieser zunächst noch unvermittelt erscheinenden Konvergenz von Tätigkeit und Bewusstsein.

Der Gegensatz zwischen Stadt und Land produziert eine neue Totalität, die sich jedoch schwer als Einheit fassen lässt. Jede Konfliktlösung ruft wiederum neue Gegensätze und Differenzen hervor. Es lassen sich jedoch bestimmte strukturelle wie auch formale Merkmale festmachen, und zwar die Relationalität innerhalb der Städte als Form innerer Ordnung (mit ihren Merkmalen der Organisationen, Vereinigungen, dem beweglichen Eigentum und dem Handwerk) auf der einen und die Ordnung der Städte, die zwischen der herrschenden Stadtbürgerklasse und dem Feudaladel entsteht, auf der anderen Seite. Aber auch wenn die Stadt ihre Differenz zum Land behauptet, so übernimmt sie doch Teile der Formen des Landes. Und zwar als wichtigsten Teil die Legitimation gesellschaftlicher Unterschiede durch ein bestimmtes Naturverständnis. Auf dem Land ist jeder Klassenunterschied ein natürlicher, wie Marx bemerkt: „Ein Adliger bleibt stets ein Adliger, ... abgesehen von seinen sonstigen Verhältnissen.“^[17] Der Unterschied zwischen der einzelnen Person und dem gesellschaftlichen Individuum, der erst mit der Konkurrenz und dem Kampf des Einzelnen in der bürgerlichen Gesellschaft emergiert, existiert noch nicht. „In der Vorstellung sind daher die Individuen unter der Bourgeoisieherrschaft freier als früher,“ sagt Marx, „weil ihnen ihre Lebensbedingungen zufällig sind; in der Wirklichkeit sind sie natürlich unfreier, weil mehr unter sachliche Gewalt subsumiert.“^[18] Hier beginnt, was Marx später unter dem Begriff der Entfremdung fassen wird: die Menschen produzieren ihr Leben, die Ordnungen in die sie sich eingliedern selbst. Gleichzeitig entfremden sich die von ihnen geschaffenen Ordnungen von den Menschen, es kommt den Individuen so vor, als sei gesellschaftliche Ordnung von außen „gegeben“ und fremd.

An dieser geschichtlichen Stelle entfaltet sich die Doppelbewegung des Gegensatzes von Kultur und Natur. Während die Rede von der Natur innerhalb von Kultur entfremdenden Charakter trägt, ist die Praxis der

[17] Marx: „Die Deutsche Ideologie“. S. 96

[18] Ebd.

mittelalterlichen Stadt kulturell so wenig entwickelt, dass sie selbst noch an eine Ursprünglichkeit gebunden ist, die auch als Natur bezeichnet werden kann. Insofern hat es seine Berechtigung, dass Marx sagt, dass das Kapital in den mittelalterlichen Städten noch nicht zu seinem abstrakten Entwicklungsstand gefunden hat, es ist noch ein „naturwüchsiges Kapital,“^[19] das aus Wohnung, Werkzeug, Kundschaft besteht. Noch ist der Tauschwert dem Gebrauchswert nicht überlegen. Güterverkehr und Geldzirkulation sind noch so unterentwickelt, dass sich das Kapital meist als Erbe von Generation zu Generation überträgt und an den jeweiligen Stand gebunden bleibt: „Dies Kapital war nicht, wie das moderne, ein in Geld abzuschätzendes, bei dem es gleichgültig ist, ob es in dieser oder jener Sache steckt, sondern ein unmittelbares mit der bestimmten Arbeit des Besitzers zusammenhängendes, von ihm gar nicht zu trennendes, und insofern *ständisches Kapital*.“^[20] Indes bindet sich die Produktionsweise selbst an den Stand und das Können des Einzelnen und seine Werkstatt gebunden. Es geht „jeder mittelalterliche Handwerker ganz in seiner Arbeit auf“, er hat „ein gemütliches Knechtschaftsverhältnis zu ihr und war viel mehr als der moderne Arbeiter, dem seine Arbeit gleichgültig ist, unter sie subsumiert.“^[21]

Wir sagten, Stadt ist realer Ort gesellschaftlicher Vermittlung. Was aber bedeutet das? Zunächst bildet die Natur, die Erde den Ort gesellschaftlicher Grundlage, ist Arbeitsmittel und Arbeitsmaterial. Kultur bildet sich heraus, indem Natur gesellschaftlich bearbeitet, transformiert wird. Der Ort, wo das geschieht, setzt sich noch nicht von der Natur ab, er ist „in“, er ist Teil von ihr. *Cultus* heißen jene Orte des Versammelns von Stammesgemeinschaften, die sich vor allem über Rituale in die Ordnung der Natur einfügen. Gleichzeitig wandelt sich die Natur, ihr wird, durch Arbeit, nach und nach eine neue Wirklichkeit zugefügt. Die Erde bleibt Vermittelndes zwischen Natur und Mensch, gleichzeitig Material und Raum des Arbeitens. „Die Erde ist das große Laboratorium, das Arsenal, das sowohl das Arbeitsmittel wie das Arbeitsmaterial liefert wie den Sitz, die *Basis* des Gemeinwesens. Sie verhalten sich naiv zu derselben als dem *Eigentum des Gemeinwesens* und des in der lebendigen Arbeit sich produzierenden und reproduzierenden Gemeinwesens. Jeder einzelne verhält sich nur als Glied, als *member* dieses Gemeinwesens als

[19] ebenda., S. 74

[20] ebenda., S. 75

[21] ebenda., S. 76

Eigentümer oder Besitzer.“ [22] Marx spricht in diesem Zusammenhang auch von der asiatischen Produktionsweise: „In asiatischen Gesellschaften, wo der Monarch als der exklusive Besitzer des Landsurplusprodukts erscheint, entstehen ganze Städte, die *au fond* nichts als wandelnde Lager sind, durch den Austausch seiner Revenu mit den *free hands*. In diesem Verhältnis ist nichts von Lohnarbeit, obgleich es im Gegensatz zur Sklaverei und Leibeigenschaft stehen *kann*, nicht *muß*, denn unter verschiedenen Formen der Gesamtorganisation der Arbeit wiederholt es sich immer.“ [23] Städte sind hier nomadische Einheiten, in denen keine bezahlte Arbeit herrscht und das Land als unmittelbare Basis dient. „Die eigentlichen Städte bilden sich hier neben diesen Dörfern bloß da, wo besonders günstiger Punkt für auswärtigen Handel oder wo das Staatsoberhaupt und seine Satrapen ihre Revenu (Surplusprodukt) austauschen gegen Arbeit, sie als labour-fonds verausgaben.“ [24] Stadt ist versammelnde Einheit bäuerlicher Gemeinwesen. „Es widerspricht ihr durchaus nicht, daß ... die *zusammenfassende Einheit*, die über allen diesen kleinen Gemeinwesen steht, als der höhere *Eigentümer* oder als der *einzig* *Eigentümer* erscheint, die wirklichen Gemeinden daher nur als *erbliche* *Besitzer*.“ Die Stadt kann „selbst als ein *Besonderes* über den vielen wirklichen besonderen Gemeinwesen erscheinen.“ [25] Die direkte Verbindung zwischen Gesellschaft und Natur wird durch die Ordnung des Eigentums sichergestellt, Bewässerung und Wasserregulierung sind Gemeinschaftsgut. Die ökonomische Rolle der Regierung ist eine ganz direkte, weil sie die Naturressourcen regelt. „Mitten im orientalischen Despotismus und der Eigentumslosigkeit, die juristisch in ihm zu existieren scheint, existiert daher in der Tat als Grundlage dieses Stamm- oder Gemeindeeigentum, erzeugt meist durch eine Kombination von Manufaktur und Agrikultur innerhalb der kleinen Gemeinde, die so durchaus self-sustaining wird und alle Bedingungen der Reproduktion und Mehrproduktion in sich selbst enthält.“ [26]

Das „Laboratorium“, wie Marx es nennt, geht von der Erde zur Stadt über. Was einst die Erde war, Milieu, Vermittler, Vermittlung, Mittel, wird nun, auf der nächsten Stufe des Transformationscharniers Natur/Kultur, der Ort der Stadt. D.h. nicht, dass der Kampf zwischen städtischer und ländlicher Produktionsweise schon entschieden ist. Aber die Stadt erweist sich nun

[22] Marx, Karl: „Formen, die der kapitalistischen Produktion vorhergehen“. In: MEW Marx/ Engels: Werke. Herausgegeben vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Bd. 1-43, Berlin: 1956

ff. S. 385

[23] ebenda., S. 380 [24] ebenda., S. 385

[25] ebenda., S. 376 [26] ebenda., S. 377

als konkret-materiale Treiber ihrer eigenen Relation zum Ruralen, ihrer eigenen Produktionsweise und wird so „gleichzeitig das *Behältnis* und die *Voraussetzung*, den Ort und das Milieu“^[27] der Transformation. Die Stadt erzeugt ihre eigene neue ontologische Ebene. Sie trägt dazu bei, dass die Natur durch Kultur, durch eine zweite Natur, abgelöst wird. Indes zeigt sie sich selbst als zweite Natur. Auf diesem Wege absolviert die Stadt den Wandel der Produktionsweisen und der gesellschaftlichen Ordnung, und zwar indem die städtische Gemeinschaft beginnt, die Stamm- oder Agrargemeinschaft und deren Naturverständnis bzw. -verhältnis abzulösen.

D.h. die Differenz zwischen städtischer Produktion und Agrikultur, zwischen „dem unbeweglichen und beweglichen Privateigentum ist ein noch historischer, nicht im Wesen der Sache begründeter Unterschied...“^[28] Die Elemente der kapitalistischen Produktionsweise erscheinen bereits in dieser Geschichte der Stadt: Boden, Besitz, Erde, Natur, Arbeit. Das Stadtleben behauptet sich gegenüber dem Landbesitz, trägt jedoch noch dessen Spuren und Merkmale. Aber das private, abstrakte Eigentum und die soziale, abstrakte Arbeit beginnen bereits in Konflikt mit dem unmittelbaren, ursprünglichen Eigentum, dem Grundeigentum, zu treten. Das Kapital, als bewegliches Eigentum, löst sich von der Erde, dem Boden, der Natur. Das Feudaleigentum hingegen beruht auf einer unmittelbaren Beziehung zwischen Erde und Menschen, die Namen der Herren waren mit den Namen des Bodens identisch, Erde war persönlich. So sind auch die Herrschaftsverhältnisse durch eine klare Sichtbarkeit geklärt, der Leibeigene ist ebenso Teil der Erde wie der Erbe, die Heimat, die Lehnbarkeit und ihre Geschichte. Das Geld tritt noch nicht als abstrakte Vermittlungsform zwischen Natur und Mensch. Grundbesitz ist mit dem Schein einer unmittelbaren Natürlichkeit umgeben.

Die Stadt wird nun auf der einen Seite aufklärend wirken und gegen diesen Schein ankämpfen. Gleichzeitig wird sie aber auch dazu beitragen, das Verhältnis Mensch-Natur zu verdunkeln, wird die Erde zur Ware machen. Stadt steht dafür dass der „Schein aufgehoben wird, daß das Grundeigentum, die Wurzel des Privateigentums, ganz in die Bewegung des Privateigentums hereingerissen und zur Ware wird.“^[29] An die Stelle des als natürlich behaupteten Eigentums tritt die Legitimation durch

[27] Lefébvre: *Die Stadt im marxistischen Denken*.
S. 62

[28] ebenda.

[29] ebenda.

Interesse durch welches „die Erde ebenso zum Schacherwert herabsinkt wie der Mensch.“^[30] Das Bewusstsein davon ist jedoch noch ein feudales: die Stadt tritt den Menschen, obwohl sie sie selbst produziert haben, als Natur gegenüber. Auch die als zweite Natur wahrgenommene Welt „Stadt“ wird von den Menschen als gegeben angenommen.

Die mittelalterliche Stadt bringt noch keine abstrakten Kapitalströme hervor, noch keine Arbeiterklasse usw. Es dominiert der Gebrauchswert, die direkten, persönlichen, unmittelbaren Beziehungen stehen im Vordergrund. Der erste Schritt zur Ablösung besteht darin, dass sich der Markt, der Handel von der Produktion löst und der Beruf des Kaufmanns entsteht. Die Händler sind mobil, sie sind diejenigen, die sich aus der Stadt hinaus bewegen, Relationen zum Umland und zu anderen Städten schaffen. Ferner erzeugt der Verkehr einen Warenstrom, der in den Städten neue Bedürfnisse und damit neue kulturelle Praktiken erzeugt. Wie aber entstehen die Bedürfnisse? Nur aus den neuen Verkehrswegen, aus der Warenzirkulation? Sind sie Teil des Kampfes der Stadt gegen das Land, vereinnahmen, absorbieren die städtischen Bedürfnisse die Landgüter? Und wie zeigt sich im stufenweisen Kampf gegen die Natur das Bedürfnis selbst als natürliches? Alles in allem zeigt sich die mittelalterliche Stadt als Vorbereitungsstadium: „dem Stadium der frühen Akkumulation, der Akkumulation von Reichtümern, Techniken, Arbeitskräften, Märkten, Orten und Gebieten, Verbindungen usw.“^[31]

Akkumulation bedeutet hier: die Fähigkeit, Güter und Produktionskräfte zu versammeln, zu verdichten. Neben der Fähigkeit, Vergemeinschaftung innerhalb der Stadt zu erzeugen, zeigt sich bald, dass die Stadt auch, durch Vereinigungsprozesse zwischen Städten akkumulierend wirkt. Kaufleute wandern, gründen aber auch neue Niederlassungen die sich ökonomisch regional vernetzen. Sie durchbrechen die Isolation der Stadt und bewirken neue Formen der Arbeitsteilung zwischen den Städten „deren jede bald einen vorherrschenden Industriezweig exploitiert.“^[32] Solche Arbeitsteilung ist keine technische, sondern soziale und produziert ihre eigenen sozialen Räume, geordnet vor allem durch den Markt und dessen Expansion. So setzt bereits im Mittelalter der Trend ein, den wir heute als Globalisierung bezeichnen und der einen ganz bestimmten

[30] Marx: „Grundrente“ in: ders.: „Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844“. In: Marx/ Engels: Werke., Bd. 40, S. 507

[31] Lefébvre: *Die Stadt im marxistischen Denken*. S. 41

[32] Marx: *Die Deutsche Ideologie*. S.82

Zweck verfolgt: „Erst wenn der Verkehr zum Weltverkehr geworden ist ... ist die Dauer der gewonnenen Produktivkräfte gesichert,“^[33] sagt Marx.

Durch die Erweiterung des Verkehrswesens werden aber nicht nur Produkte und der Handel mit ihnen beweglich, auch Wissen, Arbeitstechniken bzw. –instrumente, Erfindungen beginnen zu wandern und neue Anschlussstellen zu bilden. So entstehen die ersten Manufakturen, die eine tiefe Zäsur im Zunftwesen in der mittelalterlichen Stadt markieren. Manufakturen verlangen nicht nur neue Kenntnisse, neue Technik, neue Instrumente, sie können auch eine höhere Anzahl von Arbeitskräften an einem Ort beschäftigen und benötigen daher die Konzentration von Bevölkerung und Kapital. Die Manufaktur ist ein städtisches Phänomen, ihre Entstehung aber verdankt sie dem Land. Es sind die Webereien, die als erste auf etwas wie eine Maschine zurückgreifen. Der Erfolg der Webereien sorgt dafür, dass Akkumulation und Mobilisierung von Kapital und von Arbeitskräften zunächst außerhalb der Städte stattfinden. Über die Marktplätze drängen die Webereiprodukte in die Stadt und deren gesellschaftlicher Ordnung ein. Die Manufaktur wirkt wie ein Befreiungsinstrument von den Zünften der Stadt. „Die Manufaktur wurde zugleich eine Zuflucht, der Bauern gegen die sie ausschließenden oder schlecht bezahlenden Zünfte, wie früher die Zunftstädte den Bauern als Zuflucht gegen die Grundbesitzer gedient hatten.“^[34] Mit den Manufakturen und der Zersetzung des Zunftwesens entsteht nicht nur eine neue Ordnung in der Stadt sondern auch im Arbeitsprozess. Auf den Plan tritt nun das Arbeitgeber-Arbeitnehmer-Verhältnis, das sich zunehmend abstrahiert und über Geld regelt. So annonciert und provoziert der Stadt-Land-Konflikt die neuen Formen Kapitalismus, globaler Markt, Nation und Staat. An der mittelalterlichen Stadt lässt sich somit bereits jener Kernwiderspruch ablesen, der bis in die urbane Gesellschaft hineinragt: die Opposition von Gebrauch und Tausch, von Tauschwert und Gebrauchswert. Die Stadt erhält ihre neue Funktion aus der topographisch-strukturellen Lage, die wiederum an die Funktion gekoppelt ist. Die Orientierung hin zum Geld, zum Handel, zum Austausch, zu den Produkten wird unumkehrbar. Gleichzeitig bleiben die Gebrauchswerte der Stadt zentral: Straßen und Plätze, Bauwerke und Monumente, und, darauf insistiert Lefebvre, das Fest das unproduktiv konsumiert wird, „ohne einen anderen Vorteil als die Freude und das Prestige.“^[35]

[33] ebenda., S.83

[34] ebenda.

[35] ebenda.

Die mittelalterliche Stadt erweist sich somit, ohne den politischen Charakter vollständig zu verlieren, vor allen Dingen als kommerziell, bäuerlich und durch Geldwirtschaft bestimmt. Nach dem Zusammenbruch der antiken Städte im okzidental Europa (einhergehend mit dem Zusammenbruch des römischen Reiches), erlebt die mittelalterliche Stadt einen neuen Aufschwung als Funktionsort. Die Funktionszuweisung ergibt sich vor allem aus einem strukturellen Merkmal: die Überreste der antiken urbanen Kerne werden zu strukturellen Knotenpunkten für die umherschweifenden Händler und Produzenten. Sie nutzen die Kerne und das an sie angeschlossene Wegenetz (Straßen, Flüsse und Seewege) um sie als Zentren ihrer Zirkulationsaktivitäten zu nutzen. Solche Struktur schafft eine neue Funktion (die Ökonomie) und eine neue Form (die Handelsstadt). In dem sich Funktion und Form weiterentwickeln, wirken sie umgekehrt als Beschleuniger genau jener Tauschökonomie, welche die fahrenden Händler in die Stadt eingebracht haben. Weil im Umland der Städte die Überproduktion an Agrargütern wächst, werden die Städte in die Lage versetzt, Reichtum zu akkumulieren und das soziale und politische Leben allmählich zu verdichten. Stadt ist jetzt „ein Zentrum in dem sich nicht nur die Reichtümer, sondern auch das Wissen, die Techniken und die Werke (Kunstwerke, Monumente) versammeln.“ [36] Ferner erzeugt die Stadt nicht nur Werke sondern, und dies ist für Lefebvre entscheidend: „diese Stadt ist selbst Werk.“ [37]

Rekapitulieren wir: Einerseits geht die Stadt aus alten Strukturresten von Städten hervor. Andererseits entsteht sie auch aus dem Konflikt, den sie mit dem Land ausficht. Die Souveränität der Stadt, sich ausdrückend in Besitz und Produktionsverhältnissen, hatte sich gegen Ende des römischen Reichs aufgelöst. Daraus resultiert die feudale Form des Grundeigentums, die gegenüber der Stadt zu dominieren beginnt. Das Wiedererstarken der Städte provoziert den Konflikt zwischen Land und Stadt, der sich in einer doppelten Hierarchie zeigt, in der sich die feudale Organisation des Eigentums und des Besitzes von Boden (wobei die bäuerlichen Gemeinschaften nicht wirklich über Eigentum an Boden, sondern über eine Art Gewohnheitsrecht verfügen) und die korporative Organisation der Gewerbe und des Handels als Form des urbanen Eigentums gegenüber stehen. Wichtig ist: mit der Herausbildung der doppelten Hierarchie

[36] Lefebvre: *Le Droit à la ville*. S.2

[37] ebenda.

verschwindet das Bild, das sich Gesellschaft von der Stadt macht. Die Reflexion über Stadt, die für die griechische und römische Kultur noch von größter Bedeutung war, weicht der Theologie, deren Aufgabe vor allem darin besteht, der doppelten Hierarchie eine Form zu geben, „mit oder ohne Einbezug der in ihr enthaltenen Konflikte. Die Symbole und Begriffe, die sich auf den Kosmos (Raum, Hierarchie der Substanzen in diesem Raum) und auf die Welt (Werden der endlichen Substanzen, Hierarchien in der Zeit, Sturz, Aufstieg oder Erlösung) beziehen, tilgen das Bewusstsein der Siedlung.“^[38] Auch in dem Moment, in dem der Staat als Form auf der politischen Arena erscheint, und die doppelten Hierarchie in eine Trias von territorialem Feudalismus, ständischer Organisation und Staatsapparat überführt wird, erneuert sich die Reflexion über Stadt nicht, sondern nimmt vor allem den Staat als neue gesellschaftliche Organisationsweise in den Blick. Auch der mit dieser Reflexion einhergehende der Aufstieg eines rationalen Weltbildes und damit der Ökonomie der „die Expansion der Städte begleitet, hat dieser Rationalismus noch nicht die Stadt im Blick, sondern bezieht sich entweder auf den Staat oder das Individuum.“^[39]

Wir sagten, dass die zunehmende Kapitalakkumulation in den städtischen Zentren vermittels Transformation und Verteilung der Agrarproduktion neue Funktionen des Gebrauchs und des Handels erzeugt und damit auch neue Produktionsweisen und Organisationsformen wie z.B. das Handwerk und die dazugehörigen Zünfte hervorbringt. Daraus folgt, dass die räumliche Struktur, mit der die mittelalterliche Gesellschaft ihre überregionale Organisation als Netz von Städten konstituiert, neue Formen der Arbeit bedingt. Die damit einhergehende zunehmende technische, soziale und politische Arbeitsteilung zeichnet sich nicht also nur in der Stadt, sondern nun auch im Beziehungsgefüge des Netzes der Städte ab, die sich durch Handels- und Bankbeziehungen verknüpfen.

Besonders mit der Renaissance geraten traditionelle Ordnungen in Bewegung. In Städten wie Siena, Genua, Florenz und Venedig beginnen Kaufleute, die vom Adel besetzte Phalanx von Grundbesitz und Macht zu durchbrechen. In Deutschland bringt die neue Ordnung Akteure wie z.B. die Fugger in Augsburg hervor. Ursprünglich Bauern in der Umgebung

[38] Ebd., S.29

[39] Ebd., S.30, vgl. Kapitel 3

von Augsburg, ermöglichen ihnen technischer Wandel (Leinen konnten mit Baumwolle zu ‚Barchent‘ verwoben werden) und die Mobilisierung von Ökonomie und Raum (zunehmende Zirkulation von Geld und Handel) den Aufstieg: erst Leinweber, dann Tuchhändler und Banker, die (z.B. über Darlehen an die Habsburger Monarchie) auch erheblichen an politischem Einfluss gewinnen. Sie sehen sich auch als Repräsentanten der Stadt in der sie wohnen – Augsburg. Damit können sie als Beispiel für jene Kaufleute gelten, die in ihre Stadt investieren. Ihr epochales Werk ist die 1521 in Augsburg errichtete Fuggerei, der erste Sozialwohnungsbau Europas.

Am Ausgang des Mittelalters zeigen sich die Städte immer weniger in der Lage, die mit der Mobilisierung zunehmende Rivalität und Konkurrenz untereinander zu beherrschen und die zunehmende Dezentralisierung zu regulieren. Der so erweiterte territoriale Maßstab erfordert eine neue Regierungsform: den Staat als zentralisierte Macht. Dennoch bleibt die Stadt das entscheidende Terrain für die neuen gesellschaftlichen Konflikte, Ort der politischen Auseinandersetzungen. An der Stadt selbst entzünden sich die Interessen, Bedürfnisse, Subjektivitäten. Solche Konflikte sind der Popularität der Stadt nicht abträglich, im Gegenteil: „in diesem urbanen Rahmen verstärken die Kämpfe der Fraktionen, der Gruppen und der Klassen geradezu das Gefühl der Teilhabe an der Stadt.“^[40] Gerade die widersprüchliche Situation ruft die Werke der Stadt hervor: die Herrschenden suchen ihre Privilegien zu legitimieren, indem sie in die Werke der Stadt investieren, Gebäude, Gründungen, Paläste, Verschönerungen, Feste. Es ist paradox: gerade die unterdrückenden Gesellschaften sind es, „die sich als sehr kreativ und als sehr reich an Werken erweisen.“^[41]

Derlei Phänomene zeigen an, dass die Stadt zu Beginn der Industrialisierung bereits eine hochkomplexe und von Widersprüchen durchdrungene Wirklichkeit ausgebildet hat vor deren Folie sich jedoch neue Antagonismen entfalten. Während führende gesellschaftliche Gruppierungen einen großen Teil ihrer Reichtümer in die von ihnen beherrschte Stadt, investieren (Monumente, Bauwerke, Plätze), verstärken Bank- und Handelskapitalismus die Mobilität des Reichtums. Die Landwirtschaft verliert endgültig ihre Dominanz. Städtische Unternehmer übernehmen das Land von dem Adel und reichern es durch Handel, Bankwesen und

[40] ebenda, S.3

[41] ebenda, S.4

neue Nutzungen an. Grund und Boden, vorher vor allem Symbol der Herrschaft, treten durch die Kapitalzirkulation in eine neue Form der Wertigkeit ein (wie Marx es später in der trinitarischen Formel von Ware, Geld und Grundbesitz fasst). Heinrich Heine zeichnet in seiner Denkschrift an Ludwig Börne ein anschauliches Bild davon, wie Bankleute wie Rothschild dem Feudalismus die wirtschaftliche Grundlage entziehen: "Da kam Rothschild und zerstörte die Oberherrschaft des Bodens, indem er das Staatspapierensystem zur höchsten Macht erhob, dadurch die großen Besitztümer und Einkünfte mobilisierte und gleichsam das Geld mit den ehemaligen Vorrechten des Bodens belehnte."^[42]

Mit dem Aufstieg der Industrialisierung und ihren neuen Produktionsweisen verblasst der Modus der Kreation, der Poiesis. Die Produktion von Produkten ersetzt die Produktion von Werken. Auch die Produktionsverhältnisse ordnen sich neu und die sozialen Beziehungen – aus Unterdrückung wird Ausbeutung, ein Modus des Regierens der die Kapazität des Kreativen absorbiert. An dem Gegensatz von Tausch- und Gebrauchswert entfalten sich Diskontinuitäten zwischen der entstehenden, aufstrebenden Industrie und ihrer historischen Bedingungen. „Die Stadt und die urbane Realität heben den Gebrauchswert auf. Der Tauschwert, die Generalisierung des Marktes durch die Industrialisierung, ist dabei, die Stadt zu zerstören und sich die urbane Realität Untertan zu machen.“^[43] Die aus der Industrialisierung resultierende und von ihr forcierte Ausweitung des Tausches, und damit einhergehend, der monetären Ökonomie der Markproduktion und der „Welt des Marktes“, stellen eine radikale Veränderung vor, die von großen Krisen begleitet wird und radikale räumliche Verschiebungen mit sich bringt.

Zu Beginn der Industrialisierung siedeln sich die Fabriken außerhalb der Stadt an. Dies reicht den Unternehmen bald nicht mehr aus, sie beginnen in die urbanen Zentren hinein und damit ihren Modus der Produktion den Städten auf zu drängen. Es entsteht eine widersprüchliche Situation: die alten Städte beschleunigen durch ihre ökonomischen, sozialen und topographischen Bedingungen, die sie bereitstellen, den Prozess der Industrialisierung und damit ihre eigene Negation. Indes schafft die Industrie aber auch Städte neuen Typs. Weil Kapitalkonzentrationen urbane

[42] Heine, Heinrich: „Ludwig Börne. Eine Denkschrift“. In: Heine, Heinrich: Werke und Briefe in zehn Bänden. Band 5. Berlin und Weimar 1972, S. 107

[43] Lefebvre, Le Droit à la ville. S.6

Verdichtungen benötigen, und die Städte als Territorium nicht ausreichen, beginnt die Industrie, ihre eigenen urbanen Zentren zu produzieren. Neue Industriestädte entstehen, die sich bis hin zu gigantischen Agglomerationen wie das Ruhrgebiet, ausbreiten können, die von Lefèbvre auch als „Konurbation“^[44], also Urbanisierung als Zusammenwirken von Städten, bezeichnet werden.

Lefèbvre sieht hier einen doppelten Prozess am Werk, der sich aus zwei Ebenen zusammensetzt: Industrialisierung und Urbanisierung [Verstädterung], Wachstum auf der einen und Entwicklung, ökonomische Produktion und soziales Leben auf der anderen Seite. Das Zusammenwirken der Ebenen hält bis heute an und erzeugt unterschiedlichste Formen der Auseinandersetzung. Nimmt man derart den Prozess in historischer Perspektive wahr, liegt die Konsequenz nahe, dass die Verstädterung einen gewaltsamen Zusammenstoß zwischen der urbanen Realität und der industriellen Realität auslöst. Weil die Industrialisierung nicht nur Unternehmen (und mit ihnen die Arbeiter und die Führungskräfte der Unternehmen) sondern auch Bürobauten, Zentren der Banken und der Finanzwelt, der Technik und der Politik hervorbringt und diese in die Stadt Einzug erhält, erhöht sich die Komplexität der Entwicklung von und Auseinandersetzung um die urbane Form.

DAS URBANE GEWEBE: // Aus dem Prozess, den auch als Lefèbvre Prozess der „Impllosion-Explosion“^[45] der Stadt fasst, geht die Urbanisation der Gesellschaft, mithin die *société urbaine* hervor. Die urbane Totalität setzt sich großflächig durch, überschreitet nationalen Grenzen, erfasst das Land. Von den makromaßstäblichen Verhältnissen der Regionen bis zu den mikromaßstäblichen Strukturen in den Zwischenstädten hält das Urbane ein Netz identifizierbarer Kräfte in Bewegung. Menschen und Dinge differenzieren sich im strukturalen Feld der Knotenpunkte und bilden dynamische Relationen aus. So kann Europa heute als eine metropole Agglomeration beschrieben werden, in der die Stadtlandschaft des urbanen Gewebes [*tissu urbain*] ^[46] die Form der europäischen Stadt ablöst. Solches urbane Gewebe verfügt über lokale Differenzierungen und Arbeitsteilungen (technisch und sozial) der Regionen während gleichzeitig urbane Konzentrationen und Verdichtungen (in Fläche oder Siedlung) innerhalb des Gewebes zunehmen. Die Bewegungen innerhalb des

[44] ebenda, S.8

[45] ebenda, S.7

[46] ebenda, S.8

Gewebes gestalten sich vielschichtig, widersprüchlich und heterogen, auch wenn sie homogene Teilstücke ausbilden. Funktionen verlagern sich: während seit den 60er und 70er in den urbanen Zentren Wohnraum zugunsten von Büroflächen, Banken und Unternehmenszentralen aufgegeben werden, zieht es die Menschen seit Jahren verstärkt zum Wohnen in nicht-urbane Teilstücke der Agglomeration: den Eigenheimsiedlungen oder Großwohnsiedlungen. Dass sie aktuell wieder den Weg zurück in die Stadtzentren suchen, ist nur Teil des gesamten Migrationsstroms des Urbanen. „Analysiert man ... das Phänomen ausgehend von den Städten, beobachtet man nicht nur eine Ausweitung stark bevölkerter Peripherien sondern auch der Netze (Banken, Handel, Industrie) und des Wohnens [l'habitation] (Zweitwohnsitze, Orte der Freizeit, etc.).“^[47] stadtpolitisch geht es jetzt den großen Organisationen darum, ihre Entscheidungszentralen in die Städte zu verlagern. So konstituieren vor allen Dingen Unternehmen und Regierungen zunehmend das Zentrum

**MENSCHEN UND DINGE DIFFERENZIEREN SICH IM
STRUKTURELLEN FELD DER KNOTENPUNKTE UND BILDEN
DYNAMISCHE RELATIONEN AUS. SO KANN EUROPA HEUTE ALS
EINE AGGLOMERATION BESCHRIEBEN WERDEN, IN DER DIE
STADTLANDSCHAFT DES URBANEN GEWEBES [TISSU URBAIN]
DIE FORM DER EUROPÄISCHEN STADT ABLÖST.**

der Stadt. Für Lefebvre stellen die „*Zentren der Entscheidung* die entscheidende Neuerung unserer Epoche, ihrer Tendenzen, ihres Horizontes“^[48] dar. In diesen Zentren sammeln sich Formation und Information, die organisationalen Kapazitäten und die institutionellen Ordnungswege. Mit ihnen zeigt sich die Kernfrage des Urbanen: die Frage der Zentralität. Veränderung der Stadt manifestiert sich damit immer auch als „ein Projekt auf dem Weg zur Verwirklichung einer neuen Zentralität, der der Macht“^[49] und deren Legitimation und Verhandlung. So setzt sich das urbane

[47] ebenda, S. 9

[48] ebenda, S.10

[49] ebenda

Gewebe aus wandernden Zentralitätspunkten, Kristallisationsorten, Cluster, zusammen, deren Verortung Gegenstand mal konsensualler, mal konfrontativer Auseinandersetzung ist.

Wie aber lässt sich der Begriff des *urbanen Gewebes* genauer bestimmen? Die hier zur Anwendung kommende biologistische Metapher scheint Konnotationen zu einem Organizismus aufzuweisen, wie ihn z.B. die Chicago School oder die Architekten der „Gläsernen Kette“ vertraten. Solcher Organizismus spricht von ‚organischen‘ Teilen der Stadt, die sich kohärent und homogen auf ein Territorium verteilen. Solches intendiert Lefébvre indes nicht. Er ist sich des möglichen Missverständnisses aber bewusst und warnt sogleich davor, den von ihm angeführten Biologismus wörtlich zu nehmen. Das urbane Gewebe stelle kein ökologisches System dar: „Eine solche Beschreibung riskierte, das Essenzielle aus dem Blick zu verlieren. In der Tat ist das Interesse am *urbanen Gewebe* nicht auf seine Morphologie zu reduzieren. Es ist der Träger einer „Lebensart“, die sich mehr oder weniger stark äußert: als *die urbane Gesellschaft*.“^[50] Die Konzeption des urbanen Gewebes zielt darauf ab, den top-down Blick auf die Stadt zu überwinden und eine begriffliche Folie zu finden, die es ermöglicht, eine aus der lebendigen Bewegung der Stadt selbst hervorgehende und an ihr sich orientierende Forschung voranzubringen. Der Begriff des Gewebes erweist sich als nützlich, weil es „eine Art biologische Zellvermehrung und eine Art ungleichmäßiges und feinmaschiges Netz“^[51] beschreibt. Der Gebrauch der Zellenmetapher soll die Wandlungsbewegungen nicht nur der ökonomischen sondern auch der sozialen Bedingungen fassen helfen. Mit »Stadtgewebe« ist demnach nicht allein, im strengen Sinn, die gebaute Umwelt gemeint, sondern vielmehr „die Gesamtheit der Erscheinungen, welche die Dominanz der Stadt über das Land manifestieren. So verstanden sind ein zweiter Wohnsitz, eine Autobahn, ein Supermarkt auf dem Land Teil des Stadtgewebes.“^[52]

Auf die Weise wird verständlich, wie das Urbane das RURALE überschreibt und Lebensstile (in deren Zentrum das Wohnen steht) der Stadt über das Land projiziert. D.h. die ökonomischen, sozialen und kulturellen Ebenen des *urbanen Gewebes* führen eine neue Weise des Produzierens und des Lebens mit sich. Die Lebensart wiederum birgt und erzeugt neue

[50] ebenda, S.9

[51] ebenda, S.8

[52] Lefébvre: Die Revolution der Städte. S. 156

Systeme von Objekten und Werten. [53] Neben der urbanen Infrastruktur importieren vor allem die neuen kulturindustriellen Formen wie Medien und Tourismus die Werte des urbanen Lebensstils und des urbanen Denkens auf das Land. Als die bekanntesten Elemente, die das urbane Objektsystem exportiert können Wasser, Elektrizität, Gas (Butan auf dem Land) gelten. Sie gehen einher mit kulturtechnischen Phänomenen wie dem Auto, dem Fernsehen, Plastikbesteck und „modernen“ Möbeln usw.. So erzeugt die Objektmigration aufs Land neue Herausforderungen, insbesondere im Hinblick auf Dienstleistungen und Versorgung. Unter den Elementen des Wertesystems finden sich die urbanen Freizeitaktivitäten (Tanz, Chansons), die Kleidung, die schnelle Anpassung an die Mode die aus der Stadt kommt, und auch die Beschäftigung mit der Sicherheit, die Herausforderungen, die Zukunft vorherzusehen, kurz gesagt: eine von der Stadt verbreitete Rationalität. Mit der Überschreibung des Ruralen durch das Urbane verschwindet der Gegensatz von Stadt und Land jedoch nicht, er tritt nur in eine neue Qualität ein. „Er intensiviert sich und steht quer zu anderen Repräsentationen und andern realen Beziehungen: Stadt und Land, Natur und Kontingenz, etc.“[54]

Lebensformen und Produktionsmodi der industriellen Entwicklung negieren die Gebrauchswerte der Stadt ebenso wie die des Landes. Im Sog wirtschaftlichen Wandels wird die Form der dörflichen Gemeinschaft von der urbanen Agglomeration geschluckt. Die Konzentration sowohl der Bevölkerung wie auch der Produktionsmittel, reißt die kleineren Einheiten mit sich und lässt sie in größeren Einheiten aufgehen. Das urbane Gewebe überschreibt nach und nach die Reste des ländlichen Daseins und fasst fortan nicht nur, im strengen Sinn, das bebaute Gelände der Stadt, sondern „die Gesamtheit der Erscheinungen, welche die Dominanz der Stadt über das Land manifestieren.“ [55] Das Stadtgewebe avanciert zum strukturellen Modell einer fortschreitenden Einnahme des Landes durch die Stadt, die ein mehr oder weniger engmaschiges Netz durch das Territorium wuchern lässt. Neue Vorstädte entstehen, während die tradierten Stadtkerne ihre ursprüngliche Funktionen verlieren. „Und während der weltweite Prozess (Industrialisierung und/oder Verstädterung) seinen Lauf nimmt, birst die Großstadt auseinander, fragwürdige Proturberanzen entstehen: Vororte, Wohnviertel oder Industriekomplexe, Satellitenstädte,

[53] s.u.a. Baudrillard, Jean: Das System der Dinge. Baudrillard assistierte bei Lefèbvre in Nanterre.

[54] Lefèbvre, Le Droit à la ville. S. 10 [55] Lefèbvre: Die Revolution der Städte. S. 9f. [56] Ebd., S. 10;

Zur Fragestellung des Zusammenhangs von Kolonialismus, Kapital und Stadt, vgl. Harvey, David: „The geography of capitalist accumulation“. in: ders.: Spaces of Capital. Chicago 2001, S. 237-266

die sich kaum von verstädterten Marktflecken unterscheiden. Kleinstadt und Mittelstadt geraten in ein Abhängigkeitsverhältnis, werden praktisch zu Kolonien der Großstadt.“ [56]

Die urbanen Kerne verschwinden nicht, sondern transformieren sich und bilden den Ausgangspunkt unterschiedlichster Urbanisierungsformen. Fungieren Stadtzentren in der Nachkriegszeit als bevorzugt Orte von Einkaufszonen, so beginnt ab Mitte der 80er Jahre ein neuer Trend: die historisierende Kreation der Altstadt und damit einhergehend des Städtetourismus. Aus solcher Historismusbewegung resultiert ein urbaner Konsumismus, der Stadt nun selbst zum Produkt erhebt, das es zu verbrauchen gilt. D.h. auf der Ebene des Tourismus erweist sich der alte urbane Kern sowohl als Ort des Konsums wie auch als Konsum des Ortes. [57] So treten die alten Zentren beinahe vollständig in den Handel und den Tauschwert ein, nicht ohne Gebrauchswert zu bleiben und zwar in Bezug auf Räume, die sich auf bestimmte Aktivitäten beziehen. Derlei

[...] SO BEGINNT AB MITTE DER 80ER JAHRE EIN NEUER TREND: DIE HISTORISIERENDE KREATION DER ALTSTADT UND DAMIT EINHERGEHEND DES STÄDTETOURISMUS. AUS SOLCHER HISTORISIMUSBEWEGUNG RESULTIERT EIN URBANER KONSUMISMUS, DER STADT NUN SELBST ZUM PRODUKT ERHEBT, DAS ES ZU VERBRAUCHEN GILT. D.H. AUF DER EBENE DES TOURISMUS ERWEIST SICH DER ALTE KERN SOWOHL ALS ORT DES KONSUMS WIE AUCH ALS KONSUM DES ORTES.

Eventisierung von Stadt spricht vom kulturalisierten Mehrwert durch Stadtverbrauch, als dessen Resultat die Idee und das Bild der mittelalterlichen Handelsstadt die neuen Formen des kommerziellen Zentrums überschreibt, nicht ohne deren Bild in neuer Gestalt zu übernehmen.

[57] s.u.a. Papageorgiou, Alexander:
Stadtkerne im Konflikt. Tübingen 1970

Fassen wir zusammen: Lefèbvre entfaltet seine stadttheoretischen Überlegungen in einen Dreischritt von Ruralität, Urbanität (die urbane Gesellschaft) und urbanem Gewebe, das den Träger dieser „Urbanität“ und der Zentralität bildet. Die Begriffe stehen untereinander in komplexen Relationen. Ein Weg sie zu fassen, kann darin bestehen, sie in Gegensatz zu einander zu stellen. Sie lassen sich jedoch nicht auf diese Opposition reduzieren. D.h. es ergibt sich eine Fragestellung bezüglich der Normativität: Was wie tun? Das Gewebe sich frei entwickeln lassen, es beplanen, seine Zentren stärken? Und wenn ja, wie wären diese Zentren zu definieren? Genau weil diese Fragen nicht geklärt sind, der Urbanismus aber weiterhin sich ideologisch als Problemlöser positioniert, lässt sich, so Lefebvre, von einer Krise der Stadt sprechen, sowohl auf theoretischem wie auch praktischem Terrain. Während die Theorie ein Konzept der urbanen Realität auf die alte Stadt projiziert, schwächt die Praxis den urbanen Kern ohne ihn jedoch zu beseitigen. Daraus abzuleiten, der Kern ginge in einem Gewebe der Agglomeration unter, ist verfrüht, so lange nicht geklärt ist, was mit dem Begriff des Urbanen überhaupt gemeint ist. Eins zeichnet sich jedoch bereits ab: weder lässt sich die Stadt im Sinne eines alten Humanismus wieder als europäische Stadt restaurieren, noch lässt sich Stadt durch einem eine neue, wohldefinierte „Realität“ ersetzen.

Philosophie der Stadt, wie sie sich bei den Griechen zeigte, suchte die Fragen der politischen Stadt, des städtischen Zusammenlebens zu beantworten. Mit der Handelsstadt und der Industriestadt verschwindet die Reflexion über Stadt. Erst im Zuge der Krisen der Industrialisierung entsteht eine neue Wissenschaft zur Stadt: der Städtebau (Urbanismus). Als Technik, Ideologie und Strategie sucht er die Probleme, die aus der großen Krise der Stadt entstehen, zu lösen.

Währenddessen verschärft sich die Krise und geht in einen globalen Maßstab über und bringt neue Momente urbaner Wirklichkeit hervor. In dieser Krise liegt Dasjenige begriffen, „was bisher noch wenig oder schlecht verstanden wurde: sie deckt auf, was unzureichend wahrgenommen wurde. Sie verpflichtet uns dazu, nicht nur die Geschichte der Stadt und der Wissensbestände zur Stadt, sondern auch die Geschichte der Philosophie und der Kunst zu berücksichtigen.“^[58]



**ANNÄHERUNG DREI //
WOHNEN IN BERLIN.
WOHNEN IN DER KARL-MARX-ALLEE.**

ENTSTEHUNG

// Die Stalinallee, die heutige,

1961 in Karl-Marx-Allee umbenannte Straße, läßt sich in zwei Abschnitte unterscheiden: Den heute denkmalgeschützten östlichen Teil (zwischen Frankfurter Tor und Strausberger Platz aus den frühen 1950er Jahren) sowie dem westlichen Teil aus den späten 1950ern, der sich ab dem Strausberger Platz über eine Länge von rund 700m bis zum Alexanderplatz erstreckt.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde Scharoun im Mai 1945 von der sowjetischen Militärregierung zum Stadtbaurat und Leiter der Abteilung Bau- und Wohnungswesen des Groß-Magistrats ernannt und war in diesem Amt für die Ausarbeitung eines Wiederaufbaukonzepts für die stark zerstörte Stadt verantwortlich. Mitte 1946 stellte er in einer Ausstellung in der Ruine des Berliner Stadtschlusses seine Vorstellungen des Wiederaufbaus von Berlin vor, unter dem Titel *Berlin plant – Erster Bericht*. Sein sogenannter *Kollektivplan* orientierte sich an der *Charta von Athen* und sah einen nahezu vollständigen Abriss der vorhandenen Restbebauung und einen Neuaufbau der Stadt in einer Art Gitterstruktur von Hauptverkehrsstraßen vor, um durch eine gleichmäßige Wohndichte und strikte Funktionstrennung eine soziale Angleichung zu ermöglichen. Die Zwischenräume sollten als „Stadtlandschaft“ ein Gegenbild zur Mietskasernenstadt des vorigen Jahrhunderts darstellen, als Grundeinheiten waren sogenannte *Wohnzellen* vorgesehen, die Wohnraum für 5000 Einwohner und entsprechende öffentliche Einrichtungen vorsahen. Im besonders stark zerstörten Stadtbezirk Friedrichshain im sowjetisch verwalteten Ostteil der Stadt sollte der Plan erstmals großflächig im Umfeld der Weberwiese in Form der *Wohnzelle Friedrichshain* realisiert werden. [1]

Entlang der Stalinallee baute man so auch 1949/1950 für diese Wohnzelle die ersten zwei Laubenganghäuser (Planung durch das Kollektiv Ludmilla Herzenstein [2]), die auf Scharouns Vorstellungen zurückgingen, in der heutigen Karl-Marx-Allee 102–104 und 126–128. [3]

Mit der Gründung der DDR 1949 unterlag Berlin keiner gesamtstädtischen Planung mehr. 1950 wurde die Zuständigkeit für den Wiederaufbau an das Zentralkomitee der SED übergeben. Und das noch im selben Jahr verabschiedete Aufbaugesetz brachte die gesamtstädtische Enteignung mit sich. 1951 wurden mit der Verabschiedung der *16 Grundsätze des Städtebaus* die neuen Leitlinien für das Bauen in der DDR bestimmt. [4] Die 16 Grundsätze waren als Ergebnis einer nach Russland gesendeten Delegation hervorgegangen, die zu einem völligen Paradigmenwechsel in

[1] <http://de.wikipedia.org/wiki/Karl-Marx-Allee>, abgerufen am 02.10.2013

[2] Wolfgang Pehnt, 2005 // Seite 287

[3] ebenda, Seite 287

[4] Charlotte Kaulen, 2012 // Seite 10

der Baupolitik führte. „Nach dem Mai 1950 wurde in der DDR anders gedacht, argumentiert, geplant und gebaut als vor dem April 1950. Lebensläufe nahmen eine andere Richtung. Karrieren fanden ein Ende. Laufende Planungen wurden abgebrochen, wie die Arbeit am (Ost) Berliner Generalbebauungsplan, der Linien des Kollektivplans von 1945 – 1946 fortgesetzt hatte.“^[5]

„Es war der erste von mehreren schroffen Umbrüchen, wie sie in dieser Konsequenz und Plötzlichkeit nur in einem zentral gesteuerten Herrschaftssystem möglich sind. Wie die politischen und sozialen Abläufe sich auf vier Jahrzehnte vom Geschehen in Westdeutschland trennten, so gingen auch die baupolitischen Entwicklungen auseinander. Zwar blieben Planen und Bauen in der DDR und der Bundespolitik nach wie vor aufeinander bezogen. Aber jetzt waren es nicht mehr wie in den ersten Nachkriegsjahren Gleichlauf und ähnliche Motivation, sondern Aktion und Reaktion, Konkurrenz und Übertrumpfungsversuche- und nach 1955 auch

„WIR WOLLEN PALÄSTE FÜR ARBEITER STATT AMERIKANISCHE EIERKISTEN BAUEN“

wieder überraschende, doch von beiden Seiten verleugnete Parallelen. Denn die Industrialisierung der Bauprozesse seit der Mitte der fünfziger Jahre, die Rückbesinnung auf die Innenstädte in den späten siebziger Jahren und achtziger Jahren fanden diesseits wie jenseits der deutsch-deutschen Grenze statt, zeitlich versetzt, jedoch mit dem ständigen Blick auf den anderen Teil des Landes.“^[6]

Als architektonische Stilrichtung wurde die nationale Bautradition festgelegt, welche sich an der sowjetischen Monumentalarchitektur der 30er Jahre orientierte. Die 16 Grundsätze können als Gegenentwurf zu den im Westen vorherrschenden modernen Leitlinien bewertet werden und sollten die Verbundenheit der DDR mit ihren sozialistischen Bruderländern nach außen dokumentieren. Wurde 1949 noch an der Stalinallee in Anlehnung an den Kollektivplan die Wohnzelle Friedrichshain errichtet, waren nun alle modernen Ansätze der Stadtplanung und Architektur unterbunden worden und westlich, kapitalistisch deformiert. ^[7] - Walter Ulbricht verkündete, „man wolle Paläste für Arbeiter statt amerikanische Eierkisten bauen“^[8]

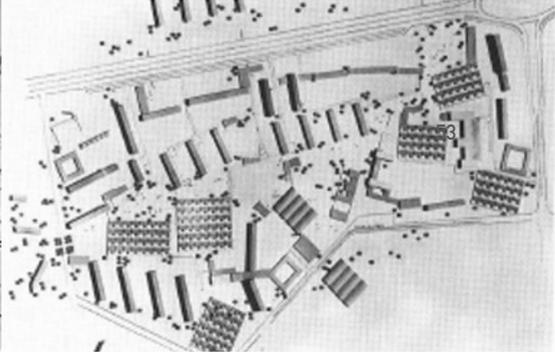
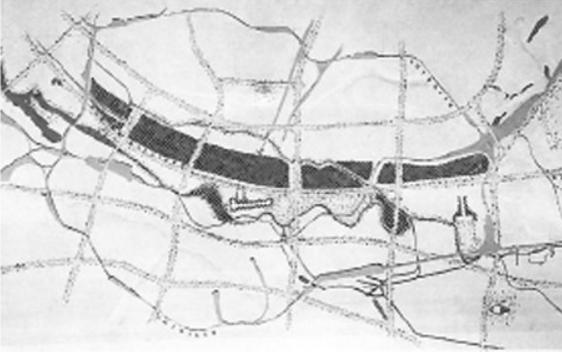
Die Laubenganghäuser wurden im weiteren Baugeschehen entlang der

[5] Wolfgang Pehnt, 2005 // Seite 287

[6] ebenda // Seite 287

[7] Charlotte Kaulen, 2012 // Seite 10

[8] Dorothea Tscheschner, 2005 // Seite 63



links: *Hans Scharoun // Kollektivplan zum Neuaufbau Berlins, 1946*

aus: Nicolaus, Herbert/ Obeth, Alexander (1997): *Die Stalinallee – Geschichte einer deutschen Straße*, Verlag für Bauwesen, Berlin 1997, S. 37.

rechts: *Hans Scharoun // Wohnzelle Friedrichshain, 1951*

aus: Butter, Andreas/ Hartung, Ulrich (2004): *Ostmoderne – Architektur in Berlin 1945-1965*, Jovis Verlag, Berlin 2004, S. 20.

Allee zu isolierten Objekten in einer völlig anders gearteten städtebaulichen und architektonischen Umgebung. Es entstand die Stalinallee als Repräsentationsmagistrale. Da die Laubenganghäuser etwas weiter südlich zur sonstigen Baufluchtlinie auf der Südseite der Straße gebaut wurden, pflanzte man schnellwachsende Pappeln davor, um die Gebäude dahinter zu verstecken. [9]

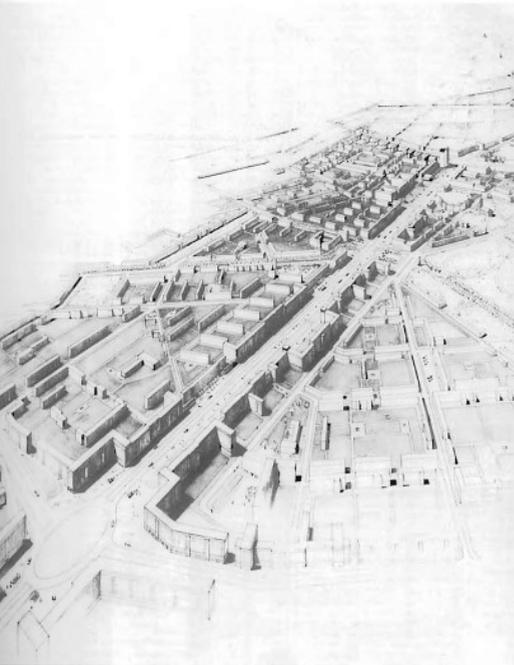
Den ersten Preis bei dem 1951 ausgeschriebenen Gestaltungswettbewerb für den östlichen Teil der Stalinallee erhielt Egon Hartmann. Obwohl er die städtebaulich beste Lösung anzubieten schien, wurde dann doch zusammen mit den anderen vier Gewinnern der Ausschreibung, Richard Paulick, Hanns Hopp, Karl Souradny und Kurt W. Leucht der endgültige Bebauungsplan ausgearbeitet, zu dem auch der Moskauer Chefarchitekt Alexander W. Wlassow und Sergej I. Tschernyschew, der Vizepräsident der Akademie für Architektur, ihren Rat gaben. [10] „Den Preis, den die Architekten bei der ersten großen Wendung der DDR-Architekturpolitik zahlten, war hoch. Für die älteren bedeutete sie den Verzicht auf Grundsätze, mit denen sie groß geworden waren, auf ein Stück eigener Identität. Die Loyalität derer, die ihre berufliche Sozialisierung mit der Moderne erlebt hatten, wurde stark strapaziert. Henselmann hatte zu Beginn seiner Karriere eine elegante Villa gebaut, die man für einen Le Corbusier halten könnte. Richard Paulick hatte jahrelang bei Gropius gearbeitet, Kurt Liebknecht bei Poelzig und Bruno Taut studiert, Edmund Collein und Selman Selmanagic am Bauhaus.“ [11]

Hermann Henselmann, der schon beim Bau des ersten Abschnitts der Karl-Marx-Allee wesentlich mitgewirkt hatte, wurde zum Chefarchitekten

[9] <http://de.wikipedia.org/wiki/Karl-Marx-Allee>, abgerufen am 02.10.2013

[10] ebenda

[11] Wolfgang Pehnt, 2005 // Seite 287



links: Egon Hartmann, 1. Preis im Wettbewerb, Schaubild von Nordosten; Peters, Paulhans (2002): Eine Zukunft für die Karl-Marx-Allee, Dölling und Galitz Verlag, Hamburg 2002, S. 27.

Berlins berufen. Dem Wiederaufbau Ostberlins wurde eine gesonderte Rolle zugeschrieben, schließlich sollte die Hauptstadt der DDR repräsentativ für den neu gegründeten Staat sein. 1953 hatte man im Hauptamt Stadtplanung einen Generalplan für Berlin veröffentlicht, der die Flächennutzung des Zentrums bestimmte. Hier war auch erstmals die Verlängerung der Stalinallee bis zum Alexanderplatz vorgesehen, der als zentraler Versammlungsplatz mit einem Hochhaus als städtebauliche Höhendominante ausgewiesen wurde. Der Ausbau der Karl-Marx-Allee als Hauptmagistrale wurde zum wichtigen Gestaltungselement der Zentrumsplanungen. [12]

Viele internationale Vertreter des neuen Bauens waren in den 20 und 30er Jahren in Russland tätig gewesen. Zu nennen ist Ernst May, der während seiner Forschungszeit in Russland mit einer internationalen Planungsgruppe ein Schema zur Stadtorganisation entwickelte. (...) May strukturierte die Stadt in Einheiten; die kleinste Einheit war der *Wohnkomplex*, der mit sozialen Einrichtungen wie Kinderkrippen oder Speisehäusern ausgestattet war. Mehrere Komplexe bildeten ein *Quartal*, das ein Zentrum mit Läden, Schulen, Post etc. den Bewohnern zu Verfügung stellte. Ein Bezirk bestand letztlich aus mehreren Quartalen. [13]

[12] Charlotte Kaulen, 2012 // Seite 14

[13] Elke Pistorius, 2005 // Seite 29

In der DDR veröffentlichte Hermann Henselmann 1956 den Plan *Wohnkomplex Friedrichshain* als Vorschlag für ein Wohnviertel, nun bereits in industrieller Produktionsweise. Die Wende zum industriellen Bauen war wieder aus Moskau vorgegeben worden, nachdem man feststellen musste, dass es mit den teuren, aufwendigen Arbeiterpalästen nicht möglich sein würde genug Wohnraum zu schaffen. Die Wohnzelle war für ca. 5000 Bewohner konzipiert. Die Ähnlichkeiten des Entwurfs zu den Stadtkonzepten Mays sind deutlich: Henselmann plante fünf Wohngruppen in offener Bauweise und markierte das Zentrum des Gebiets durch vier Hochhäuser, die symmetrisch zu einander angeordnet waren. Der Plan beruhte auf dem Prinzip der Trennung von Verkehr und Wohnen. Die an der Hauptstraße gelegenen Häuser sollten von der Straßenflucht zurückgesetzt werden; innerhalb des Gebietes sollten kleinere Erschließungsstraßen verlaufen. [14]

Der Plan Henselmanns für den *Wohnkomplex Friedrichshain* wurde nicht verwirklicht. Die DDR war zu diesem Zeitpunkt bautechnologisch noch nicht in der Lage, eine landesweite Industrialisierung des Bauwesens durchzuführen. Die Kritik an dem Entwurf von Partei und traditionellen Architekturvertretern war vielseitig, am meisten zeigte sie jedoch, dass man immer noch an der nationalen Bautradition festhalten wollte, bzw. musste. Politisch wollte man sich noch nicht von einer nationalen Bautradition trennen, schließlich war diese ein bewusstes Abgrenzungsmerkmal zum Westen hin. In den folgenden Jahren zeigten sich immer wieder Differenzen zwischen der fachlichen und politischen Diskussion. [15]

Henselmann entwickelte bereits früh Entwurfsvarianten für die Stalinalee. Waren die ersten Entwürfe von 1954 noch in Großblockbauweise vorgesehen, sollte der Wohnkomplex in späteren Entwürfen überwiegend aus Scheibenhochhäusern bestehen. Als Henselmann jedoch 1957 seinen Entwurf des Planwerks *Rund um den Alex* in der Zeitschrift *Neues Deutschland* vorstellte, sorgte dieser für große Empörung in der Führungsspitze der SED. Henselmann hatte sich seinen Entwurf zuvor nicht im Politbüro bestätigen lassen. Man befürchtete durch die Veröffentlichung den Verlust der politischen Einflussnahme über das architektonische Geschehen in der Hauptstadt. [16]

Noch mehr Kritik erntete die Gestaltung des Entwurfs. Das Gebiet war für ca. 15 000 Einwohner geplant und zeigte eine aufgelockerte, offene Bauweise mit durchgängiger Begrünung. Henselmann plante die Karl-Marx-

[14] Charlotte Kaulen, 2012 // Seite 15

[15] Herbert Nicolaus, Alexander Obeth, 1997 // Seite 275

[16] ebenda, Seite 275

Allee in rhythmischer Reihenfolge durch Laubenganghäuser zu fassen, denen regelmäßig ein Punkthochhaus vorgestellt werden sollte. In der Partei assoziierte man den Entwurf sofort mit dem kurz zuvor gebauten Hansaviertel und kritisierte ihn aufs Schärfste. Man wollte unter keinen Umständen ein Ostberliner Hansaviertel bauen und damit den Westen imitieren. Als Reaktion auf die Veröffentlichung beauftragte das Politbüro die Fachgremien, innerhalb von drei Wochen im Rahmen eines Wettbewerbs neue Entwürfe zu erarbeiten. Als städtebauliches Leitbild sollte der *sozialistische Wohnkomplex* fungieren, dessen theoretische Definition Hans Schmidt 1958 ausgearbeitet hatte. Der sozialistische Wohnkomplex verstand sich als eine sozial-räumliche Einheit. Er definierte sich nicht nur funktional, sondern hatte ebenso einem gestalterischen Anspruch gerecht zu werden. Schmidt beschrieb ihn wie folgt: „... Das Wesentliche liegt darin, dass der Wohnkomplex als eine Einheit, ein Ganzes erdacht, gebaut und bewohnt werden soll. Diese Einheit ist aber mehr als die Summe von Wohnblöcken und gesellschaftlichen Bauten. Es stellt sich die Aufgabe, die verschiedenen Bauten so zusammen zuordnen, dass sie eine räumliche Einheit bilden, bei der alle Teile in einem bewussten und

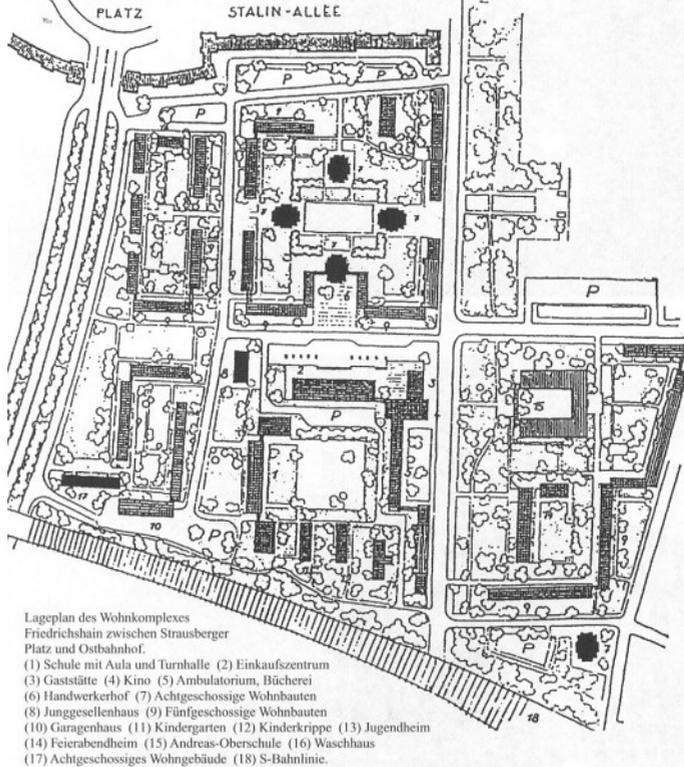
EIN SOZIALISTISCHER WOHNKOMPLEX.

vom Bewohner empfundenen Zusammenhang zueinander stehen“^[17] Charlotte Kaulen schreibt weiter dazu in ihrer Arbeit *Erkennen, Erhalten, Erweitern - Die Karl-Marx-Allee in Berlin: Um weitere architektonische Eklats zu vermeiden, wurden die zur Teilnahme zugelassenen Architekten im Vorfeld des Wettbewerbs bestimmt. Zugelassen waren die Kollektive Edmund Collein, Werner Dutschke und Joseph Kaiser, Hermann Henselmann, Otto Englberger, Georg Funk, Hans Hopp, Richard Paulick sowie Hans Schmidt. Der Großteil dieser Architekten bekleidete zu dieser Zeit wichtige Positionen des Baugeschehen der DDR: Collein war Leiter des Instituts für Gebiets-, Stadt- und Dorfplanung der Deutschen Bauakademie, Werner Dutschke Leiter des VEB Hochbauprojektierung Berlin I und Georg Funk tätig an der TH Dresden.*

Der Entwurf sollte ein innerstädtisches Wohngebiet entstehen lassen, das im Vergleich zu anderen Wohngebieten eine höhere Bewohnerdichte aufweisen sollte. Es sollten zwei Wohnviertel, eines nördlich und eines südlich der Karl-Marx-Allee entworfen werden. Innerhalb der Wohnkomplexe sollten gemäß der Definition des sozialistischen Wohnkomplexes Einrichtungen des alltäglichen Bedarfs den Bewohnern zu Verfügung gestellt werden. Der Entwurf sollte sich in sein städtebauliches Umfeld integrieren:

[17] Charlotte Kaulen, 2012 // Seite 10

rechts: Lageplan des Wohnkomplexes Friedrichshain zwischen Strausberger Platz und Ostbahnhof, aus: Ribbe, Wolfgang (Hrsg.) (2005): Die Karl-Marx-Allee – zwischen Strausberger Platz und Alex, Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2005, S. 54.



der neue Bauabschnitt war das Bindeglied zwischen dem alten Teil der Stalinallee und dem Zentrum. Die Karl-Marx-Allee selbst sollte daher gestalterisch an den ersten Bauabschnitt anknüpfen und zum Alexanderplatz hin die neuen Zentrumsplanungen berücksichtigen. Um den gewünschten Magistralcharakter der Straße zu unterstützen, sollten entlang der Allee Einrichtungen von überörtlichen Funktionen wie Handels- und Vergnügungsstätten entstehen. Auch die Anforderung der Erweiterung der Straße mit vergrößerter Fahrbahn und großzügig gestalteten Fußgängerpromenaden sollte dies unterstützen.

Im südlichen Teil des Wohngebiets sollte die heutige S-Bahnstation Janowitzbrücke nach Norden verlegt werden und direkt an das Wohngebiet anschließen. Die Kosten für den Bau des Gebiets sollten möglichst gering gehalten werden. Die Teilnehmer des Wettbewerbs waren aufgefordert, einen Finanzierungsplan dem Entwurf beizufügen. Die Erfahrungen aus den vergangenen Jahren hatten gezeigt, dass es kostengünstiger war, nach dem Prinzip der Funktionstrennung zu bauen. Deshalb war die Funktionstrennung der Gebäude eine weitere Wettbewerbsvorgabe.

Als Reaktion auf Henselmanns Entwurf wurden einige gestalterische

Elemente ausgeschlossen. Dazu gehörten die Laubengang- sowie die Punkthochhäuser. Als Sieger des Wettbewerbs gingen die Architektenkollektive Collein und Dutschke/Kaiser hervor. Sie wurden aufgefordert, ihre Entwürfe zu überarbeiten und einen gemeinsamen Plan für das Gebiet zu erstellen. 1959 wurde der Bebauungsplan genehmigt und mit dem Bau des Wohngebiets begonnen. [18]

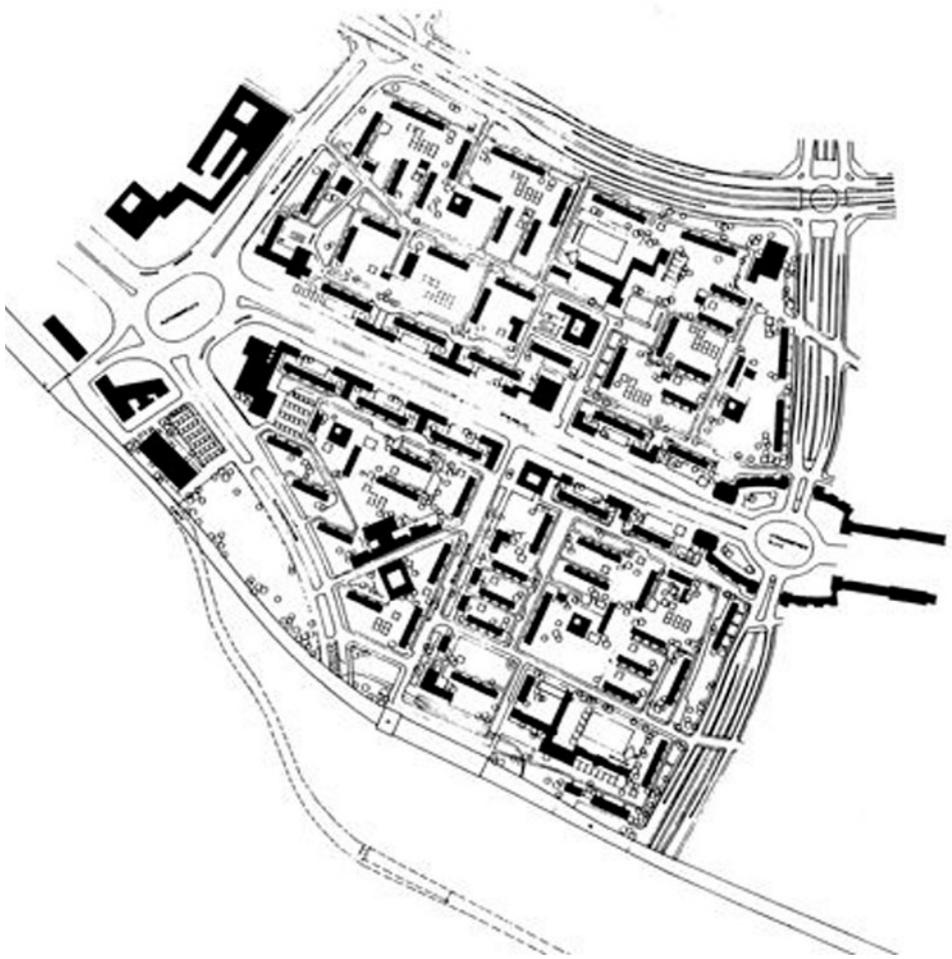
Der Plan von Collein und Dutschke sah ein Wohngebiet für ca. 15 000 Einwohner vor. [19] Die Karl-Marx-Allee sollte durch Scheibenwohnhochhäuser symmetrisch gefasst werden, denen in rhythmischer Reihenfolge zweigeschossige Pavillonbauten vorgestellt waren. Die Pavillons waren im östlichen Teil der Allee als L-förmige, im westlichen Teil als T-förmige Bauten geplant und sollten überörtliche Funktionen wie einen Jugendtreff, Kunstgalerien oder Verkaufsflächen beinhalten. Mittig der Allee sollte ein Zentrum mit einem Kino, einem multifunktionalen Treff/Restaurant und einem Hotel gebaut werden. Collein und Dutschke verstanden die Karl-Marx-Allee als Gesamtensemble: die Wohnscheiben sollten nicht mehr als acht bis zehn Geschosse haben und damit die städtebaulichen Höhendominanten am Straußbergerplatz und das geplante Hochhaus am Alexanderplatz respektieren. Das Hotel im Zentrum der Allee, welches dreizehn Geschosse haben sollte, wurde daher bewusst in seiner Position von der Allee zurückgesetzt, um die Höhenflucht der Karl-Marx-Allee beizubehalten. Die Pavillonbauten nahmen die Bauline der alten Allee auf. Am westlichen Ende der Allee zum Zentrum hin sollte auf der Nordseite das letzte Wohnhochhaus hochgeschossig (mehr als zehn Geschosse) gebaut und ebenfalls zurückgesetzt werden, um die Allee zum Zentrum hin zu öffnen. Im südlichen Teil war als Gegengewicht ein hochgeschossiges Versammlungszentrum geplant.

Die Wohnkomplexe wurden durchgehend von acht- bis zehngeschossigen Scheibenhochhäusern an den Rändern eingeschlossen. Innerhalb der Wohnkomplexe sollten Scheiben und Zeilenbauten als Wohnhäuser errichtet werden, die zwischen fünf, acht und zehn Geschossen variierten. Jeder Wohnkomplex wurde mit einer Schule sowie zwei Kindergärten/Tagesstätten ausgestattet. Weiterhin waren soziokulturelle Einrichtungen wie Waschküchen, Werkstätten und kleine Verkaufsläden geplant. Alle gemeinschaftlichen Einrichtungen waren als freistehende Baukörper konzipiert, die nicht mehr als zwei Geschosse haben sollten.

Die Schillingstraße war als Nord-Süd-Achse des Gebiets angelegt. Sie verband die S-Bahnstation mit der Karl-Marx-Allee. Auf der Nordseite

[18] Textpassage zum Wettbewerb Stalinallee (West) paraphrasiert und gekürzter Form entnommen aus: Charlotte Kaulen, 2012 // Seite 18-25

[19] Irma Leinauer, 2005 // Seite 75



oben: Überarbeiteter Planungsstand der Entwürfe von Collein und Dutschke/Kaiser, 1958
Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt (2012), Internet: http://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/planwerke/de/planwerk_innenstadt/planwerkstaetten/karl_marx_allee/entwicklung3.shtml

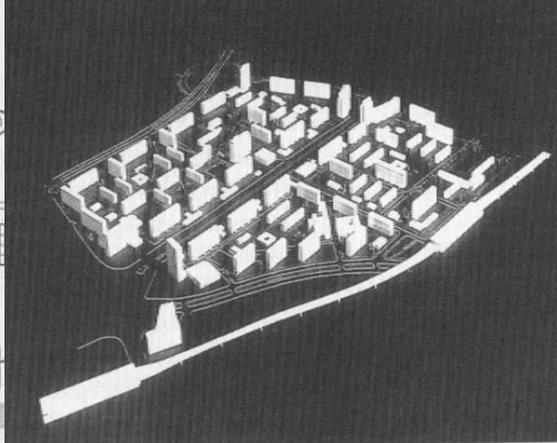
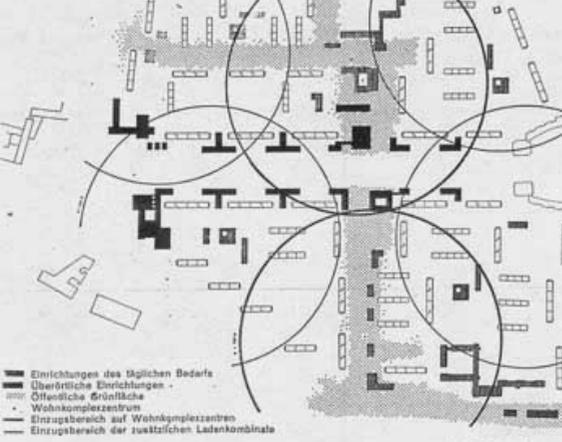
der Allee sollte die Schillingstraße hinter dem Hotel in Form eines großen Versammlungs- und Kulturzentrums ihre Fortführung finden. Die Schillingstraße war als Versorgungsachse des Gebiets geplant. Entlang der Straße sollten als freistehende Pavillonbauten Läden und Einrichtungen für den alltäglichen Bedarf der Bewohner entstehen. Insgesamt war das Gebiet auf die Fußläufigkeit seiner Bewohner ausgelegt. Kurze Wege zu öffentlichen und alltäglichen Einrichtungen, aber auch zu öffentlichen Verkehrsmitteln sollten die Lebensqualität der Bewohner steigern.

Der Entwurf von Collein und Dutschke verstand die Karls-Marx-Allee und die angrenzenden Wohngebiete als Einheit. Sie sollten sich in ihren Funktionen ergänzen und miteinander in Beziehung stehen.

1959 bis 1965 wurde der Entwurf für den zweiten Bauabschnitt der Karl-Marx-Allee realisiert. Während des Baus wurden im nordwestlichen Gebiet einige Planungsänderungen vorgenommen. Die nördlich geplante Bebauung am Ende der Allee zum Alexanderplatz hin wurde zu Gunsten der voranschreitenden Zentrumsplanungen verändert. Hier wurde anstelle der Wohnbebauung ein Verwaltungskomplex mit dem Haus der Statistik errichtet. In den späten 60er Jahren wurde das Wohngebiet nachträglich erweitert: Da die Verlegung der Stadtbahn aufgegeben wurde, ist der südliche Wohnkomplex mit einer zehngeschossigen Wohnscheibe und einem weiteren Schulgebäude bis hin zur Holzmarktstraße ergänzt worden. Auch die Schillingstraße ist nach Süden hin verlängert und am Ende zur Holzmarktstraße durch drei Punkthochhäuser und eine Verkaufshalle ergänzt worden. Im nördlichen Wohnkomplex zum Platz der Vereinten Nationen hin wurden die ursprünglich als zwei Wohnscheiben geplanten Wohnhäuser durch eine langgezogene Wohnplatte ersetzt.

Der Straßenraum der Karl-Marx-Allee wurde auf ca. 110 Meter erweitert. Die Straße selbst hat je drei Fahrspuren in beiden Richtungen, die durch einen breiten Parkstreifen voneinander getrennt werden. Die Karl-Marx-Allee wird durch zehngeschossige Wohnbauten gefasst, die als Plattenbauten im Querwandsystem konstruiert sind. Die Querscheiben stellen hierbei die tragenden Wände der Gebäude dar. Die Fassaden der Wohnscheiben wurden in Anlehnung an den ersten Bauabschnitt mit hellen Keramikplatten verkleidet; die Fugen zwischen den einzelnen Platten wurden als Gestaltungselement beibehalten und blieben sichtbar. Die Wohnhäuser wurden auf beiden Seiten der Allee durch Grünstreifen und einer breiten Fußgängerpromenade von der Straße getrennt. Baumreihen entlang der Fußgängerpromenade bieten Sichtschutz zu den Wohnhäusern.

Der Architekt Joseph Kaiser leitete in Zusammenarbeit mit anderen Architekten den Bau des Zentrums der Allee. Die Gebäude des Zentrumsensembles waren funktionsbedingt in eigenen architektonischen Sonderformen errichtet. Auf der Südseite entstand das Café Moskau, das unterschiedliche Räumlichkeiten wie Restaurants, Cafés oder Tanzflächen integrierte. Auf der gegenüberliegenden Nordseite wurde das Kino International und das Hotel Berolina gebaut. Das Hotel Berolina hatte dreizehn



links: Schema zu örtlichen und überörtlichen Einrichtungen, Collein, Kollektiv Dutschke/Kaiser, 1958

rechts: Modell des bestätigten Ausführungsentwurfes Werner Dutschke, Josef Kaiser, Edmund Collein für das Wohngebiet Karl-Marx-Allee; Ribbe, Wolfgang (Hrsg.) (2005): Die Karl-Marx-Allee – zwischen Strausberger Platz und Alex, Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2005, S. 67.

Geschosse und war der erste Hochplattenbau der DDR, der eine öffentliche Funktionsunterlagerung hatte. Die L-förmigen Pavillons zum Straußbergerplatz hin sind als identische, zweigeschossige Pavillons gebaut und beinhalteten zu DDR-Zeiten Handels-, Dienstleistungs- und Gastronomieeinrichtungen wie einen Friseursalon oder einen Laden für Damenbekleidung. Besonders bekannt wurde die Mokka-Milch-Eisbar direkt neben dem Kino International, die zum beliebten Jugendtreffpunkt Ostberlins wurde. Die T-förmigen Pavillons im westlichen Teil der Karl-Marx-Allee wurden nicht realisiert. Als städtebauliche Höhendominante wurde am Ende der Allee zum Alexanderplatz das Haus des Lehrers gebaut. [20]

Innerhalb der Wohnkomplexe wurden unterschiedliche Plattentypen angewandt. Die Fassaden der höheren Wohnscheiben (ab acht Geschossen) erhielten eine Kachelverkleidung, die niedrigeren fünfgeschossigen Gebäude einen gekratzten Edelputz. [21] Die Farbgestaltung der Wohnhäuser galt als wichtiges Gestaltungselement der neuen Baukonstruktionen. Durch die hellen Pastellfarben der Gebäude sollte die Außenwirkung der Blöcke trotz ihrer Größe dezent gehalten werden. Durch unterschiedliche Abstufungen der Farben erscheint das Gebiet als städtebauliche Gesamtkomposition.

[20] Textpassage zum Wettbewerb Stalinallee (West) paraphrasiert und gekürzter Form entnommen aus: Charlotte Kaulen, 2012 // Seite 18-25

[21] Irma Leinauer // Seite 85

Der aufgelockerte Städtebau gilt als Ordnungsschema des Gebiets und ermöglicht eine fließende Grünstruktur innerhalb der Wohnkomplexe. Entstanden sind unterschiedliche Grünflächen mit Aufenthaltsqualität, gestaltete Fußgängerwege, parkähnliche Situationen oder Grünstreifen als Abstandsflächen.

Kinderkrippen wurden als eingeschossige Atriumbauten konzipiert, Kindergärten als zweigeschossige Bauten. Zwei der geplanten Kindergärten wurden später durch neue Prototypen errichtet, die sich aus den vorangeschrittenen Forschungen der Bautechnologie entwickelt hatten. Versorgungseinrichtungen für den alltäglichen Bedarf wurden als eingeschossige Pavillionbauten konstruiert.

Die Schillingstraße als Versorgungsachse erhielt an ihrer Ostseite eine Fußgängerpromenade, die an den Verkaufspavillons vorbeiführt. Die Fußgängerpromenade wird durch breite Hochbeete von der Fahrbahn getrennt. Am Ende der Schillingsstraße markieren vier Punkthochhäuser den Eingang zum Wohngebiet.

Das *Hotel Berolina* wurde 1995 abgerissen und durch einen Neubau für das Rathaus Mitte ersetzt. Der Neubau lehnt sich in seiner Fassadengestaltung an das alte Gebäude an und fügt sich gut in sein Umfeld ein; die Fassaden wurden mit blauen Keramikkacheln verkleidet. Die Plattenbauten sind mittlerweile fast alle baulich saniert und in guter Qualität, allerdings sind die Fassaden bei einigen Gebäuden hierbei stark verändert worden. Auch die öffentlichen Bauten entlang der Karl-Marx-Allee haben ihre ursprüngliche Erscheinung auf Grund von Umbaumaßnahmen verändert. Von den L-förmigen Pavillionbauten ist alleine die Mokka-Milch-Eisbar in ihrer ursprünglichen Fassadengliederung erhalten geblieben. [22]

Die Pavillons entlang der Karl-Marx-Allee funktionieren immer noch als Verkaufs- oder Gastronomieeinrichtungen. „Vor allem Architekten und Medienunternehmen seien an den Pavillons zwischen Alex und Strausberger Platz interessiert.“ Berichtete im Jahr 2000 Sabine Pentrop, eine Sprecherin der für den Verkauf der Gebäude zuständigen TLG der Berliner Zeitung. [23][24]

[22] Wolfgang Kil, 2005 // Seite 182

[23] Berliner Zeitung vom 18.11.2000, Uwe Aulich
:„Architekten an die Allee-Pavillons an der Karl-Marx-Allee sollen saniert und an Kreative vermietet

werden - Senat will den Umbau zu einem Boulevard“

[24] die Textpassage zum Wettbewerb Stalinallee (West) paraphrasiert und gekürzter Form entnommen aus: Charlotte Kaulen, 2012 // Seite 18-25

SITUATION HEUTE. // Berlin wächst. Allein in den vergangenen drei Jahren, zwischen 2010 bis 2012 ist die Einwohnerzahl um mehr als 100.000 Einwohner gestiegen.

Wie in anderen großen Metropolen auch, steigen die Mietpreise. Der Wohnraum ist insbesondere in den gut erschlossenen Lagen nicht mehr allen sozialen Schichten gleichermaßen zugänglich, es ist eine zunehmende Segregation zu verzeichnen. Berlin steht vor der Herausforderung, dass auch bei steigender Wohnungsnachfrage die Mieten bezahlbar bleiben müssen. Deshalb müssen wieder mehr neue Wohnungen gebaut werden. Ein erklärter, wichtiger Schwerpunkt der Stadtentwicklung bleibt nach wie vor das Wohnen in der Innenstadt. Die offizielle Prognose der Stadt sieht für die Jahre 2011 bis 2030 im Raum Mitte ein Wachstum der Gesamtbevölkerung um 10-15 % vor, während der Mittelwert für die Gesamtstadt Berlin + 7,3% beträgt. [25]

SITUATION HEUTE //

Dabei ist zu berücksichtigen: Nicht nur die Zahl der Einwohner steigt. Hinter den absoluten Zahlen verändert sich auch die Sozialstruktur. Hier sind vor allem der schon viel thematisierte demographische Wandel zu nennen, aber auch, dass sich der kulturelle und soziale, sowie der finanzielle Hintergrund der Bewohner anders darstellt als in der Vergangenheit. Nach einer Phase in der für viele der Lebensraum von einem kleineren oder größeren Häuschen im Grünen in einem der Vororte die Lebensplanung prägte, gehört der Wunsch, in der Stadt zu leben, inzwischen wieder zum Mainstream. Doch ständige Mobilität, das digitale Hier-und-gleichzeitiger-immer-auch-woanders-Sein, Laptop mit W-LAN und Skype als Bezugspunkt, lösen vielfach den Wohnort als eine Konstante in der Biographie ab. Wohnverhältnisse, Wohnung, Lage und Ort werden flexibel – aber auch oft nicht aus freien Stücken – entsprechend der Möglichkeiten, der jeweiligen Lebensphase angepasst.

Immer mehr gut verdienende Singles, junge Paare mit doppeltem Einkommen oder gut gestellte Rentner, ziehen in die Stadt, angezogen von einem inspirierenden, vielschichtigen Angebot. Die Stadt mit ihren Cafés, Bars, Restaurants und Klubs verspricht einen Möglichkeitsraum, der schon lange nicht mehr nur für junge Menschen interessant ist. Durch den Zuzug

neuer, alter generationenübergreifender und oftmals auch wohlsituierterer Bevölkerungsgruppen erhöht sich der Druck auf die Städte zusätzlich.

Nachdem Berlin, im Gegensatz zu anderen Metropolen, wie etwa London, diese Entwicklung lange nicht so stark spürte, da die Miet- und Kaufpreise bis etwa Mitte des letzten Jahrzehnts auf vergleichsweise geringem Niveau verharrten, geriet der Immobilienmarkt seit der vorläufigen Überwindung der Finanzkrise deutlich unter Druck.

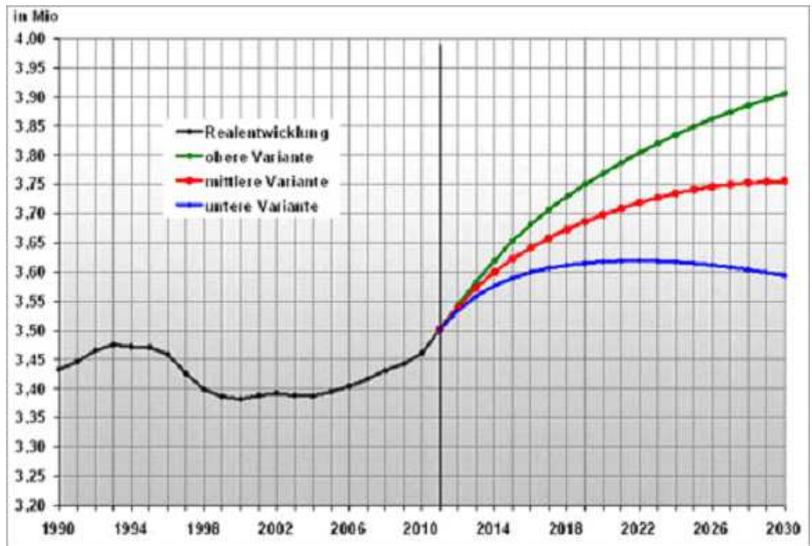
Verschiedentlich wird nun bereits von einer neuen Gründerzeit gesprochen. Wie die Berliner Morgenpost schreibt: *Mit 4,35 Millionen Quadratmetern Wohnfläche (+ 24 Prozent im Vergleich zum Vorjahr) entfallen 62 Prozent aller Projektentwicklungen aktuell auf den Wohnungsbau.*

Das geht aus einer aktuellen Marktstudie hervor, die das Analysehaus BulwienGesa im Auftrag des Baukonzerns Hochtief am Dienstag in Berlin vorgestellt hat. „Die starke Nachfrage nach Wohnungen in der Metropolregion Berlin-Potsdam wirkt sich deutlich auf den Projektentwicklermarkt aus, der ein neues Rekordjahr verbucht“, so Andreas Schulten, Vorstandsmitglied der BulwienGesa AG.“

Mit insgesamt sieben Millionen Quadratmetern und damit einer Steigerung von 12,9 Prozent zum Vorjahr verzeichnet das Projektentwicklungsvolumen im Betrachtungszeitraum 2010 bis 2017 erneut ein deutliches Plus. Gleichzeitig steigt die Anzahl der Projekte in der Metropolregion signifikant von 842 auf 993 Vorhaben.

Der monetäre Wert aller Bauvorhaben, die in diesem Zeitraum fertig gestellt oder begonnen werden, liegt mit 22,4 Milliarden Euro noch einmal deutlich über dem Wert des Vorjahres (18,3 Milliarden Euro). „Diese Summe würde ausreichen, um eine mittelgroße deutsche Stadt wie etwa Mainz zu errichten“, so Schulten. Die rheinland-pfälzische Landeshauptstadt zählt knapp über 200.000 Einwohner.

Die Studie „Die Immobilienmärkte in der Metropolregion Berlin/Potsdam 2013“, erfasst professionelle Projektentwickler mit Bauvorhaben ab 1000 Quadratmeter Nutz- beziehungsweise Wohnfläche. Viele kleinere Wohnungsbauprojekte, der typische Berliner „Lückenschluss“, sind damit oftmals noch gar nicht erfasst.



Bevölkerungsprognose für Berlin 2011 – 2030

NEUES WACHSTUM.

Auch ein neuer Akteur am Wohnungsmarkt ist in den beeindruckenden Zahlen nicht erfasst: Die sechs städtischen Wohnungsbaugesellschaften, die im Auftrag des Berliner Senats nach zehnjähriger Baupause wieder in den Neubau einsteigen sind, haben zusammen den Bau von 6000 Wohnungen in der Pipeline, die Berliner Genossenschaften wollen im Betrachtungszeitraum bis 2017 etwa 1750 neue Wohneinheiten beisteuern. „Wir bilden ja lediglich die Daten der privaten Akteure am Markt ab, begründet Schulden, weshalb die Bautätigkeit der kommunalen Unternehmen und Genossenschaften nicht erfasst sind. [26]

[26] www.morgenpost.de/berlin-aktuell/article120141065/Immobilienboom-beschert-Berlin-eine-neue-Gruenderzeit.html, abgerufen am 01.10.13

**Bevölkerungsprognose
2011 bis 2030**

**Veränderung der
Gesamtbevölkerung
in den Prognoserräumen
in Prozent**



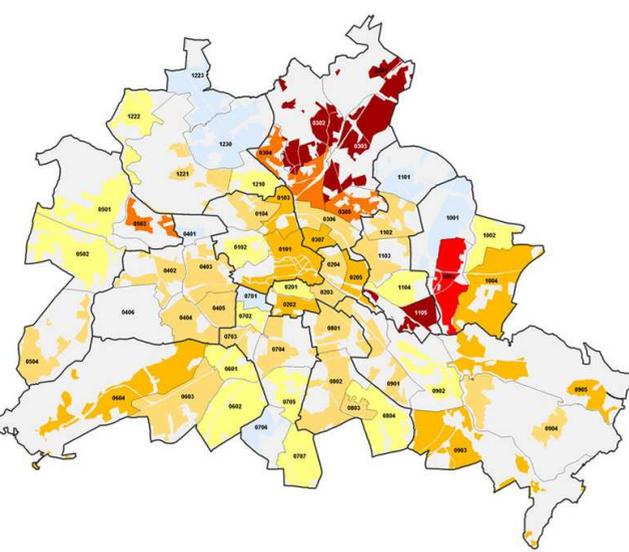
Mittelwert Berlin:



 unbewohnte Fläche

Datenstand: 10/2012
Bearbeitung: I A 23, I A 26

Karte: C 1



Bevölkerungsprognose für Berlin 2011 - 2030,
Kleinräumige Veränderung nach Prognoserräumen.
Ein relativ hoher Bevölkerungszuwachs wird in Pankow, in Lichtenberg
und in Teilen der Inneren Stadt erwartet.

STADTENTWICKLUNGSPLAN WOHNEN (StEP WOHNEN).

Auch die Stadt Berlin scheint sich nun der in den letzten Jahren neu entstandenen Situation zu stellen. Die großen Schwierigkeiten, teilweise wohl auch Verschleppung, bei der Anpassung städtischer Strukturen nach der Wiedervereinigung, dazu schließlich der Berliner Bankenskandal infolge dessen die landeseigene Bankgesellschaft Berlin 2001 wirtschaftlich Zusammenbruch, belasteten den öffentlichen Haushalt Berlins mit Milliarden. Entsprechend gering waren die Spielräume.

In den 2000er Jahren erfolgten öffentliche Förderungen für einzelne Entwicklungsgebiete, wie etwa für die so genannte *Wasserstadt Oberhavel*, die *Rummelsburger Bucht*, für das Areal *Alter Schlachthof*, sowie *Biesdorf Süd* und *Johannisthal/Adlershof*. Auch diese Projekte wuchsen sich für die Stadt Berlin zu finanziellen Desaster in Milliardenhöhe aus, begleitet von entsprechenden Querelen in der Politik. [27]

[27] „Es war ein schwerwiegender Fehler“ - Steuerzahlerbund kritisiert Landesförderung für Entwicklungsgebiete – Opposition sieht wachsendes Defizit“, Stefan Schulz, in Die Welt am 08. Juli 2003

STADTENTWICKLUNGSPLAN WOHNEN (StEP WOHNEN). // Derzeit wird nun ein neuer Anlauf unternommen und von der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt als Planungsgrundlage der Stadtentwicklungsplan Wohnen (StEP Wohnen) erarbeitet:

Der StEP Wohnen wird von der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt im Dialog mit den wesentlichen wohnungswirtschaftlichen Akteuren erarbeitet. In den Prozess ist ein regelmäßig tagender Begleitkreis mit einer umfassenden Bandbreite der Wohnungsmarktakeure von den großen Verbänden der Wohnungsbauunternehmen über die Berliner Mieterorganisationen, Umweltverbände bis hin zu den im Angeordnetenhaus vertretenen Fraktionen eingebunden. Daneben berät ein Expertenrat die Senatsverwaltung bei der Erarbeitung des Stadtentwicklungsplans.

Eine wesentliche Grundlage für den StEP Wohnen ist die neue Bevölkerungsprognose für Berlin, die in drei Varianten gerechnet wurde. Dem StEP Wohnen wird die mittlere Variante zugrunde gelegt, die von einem Zuwachs von 254.000 Personen im Zeitraum von 2011 (dem Basisjahr der Prognose) bis 2030 ausgeht. Für den Zeithorizont des StEP Wohnen bis 2025 wird ein Zuwachs von 239.000 Personen erwartet. [28]

Dieses voraussichtliche Bevölkerungswachstum in der Größenordnung einer Großstadt wie Aachen oder Braunschweig kann nur mit einem deutlich höheren Wohnungsneubau aufgefangen werden. Dazu werden umfangreiche Flächen identifiziert, die für Wohnungsneubau zu aktivieren sind. Insgesamt stehen in Berlin nach derzeitigem Kenntnisstand Flächen für ca. 220.000 neue Wohnungen zur Verfügung, ein Teil davon bereits kurzfristig, andere mittelfristig in 4 bis 8 Jahren, und weitere Flächen sollen erst langfristig bebaut werden.

Die großen Wohnungsneubaustandorte in Berlin mit jeweils mehr als 250 möglichen Neubauwohnungen liegen in städtebaulich gut integrierten Bereichen, vorzugsweise in der Inneren Stadt oder am Innenstadtrand, in der Nähe von Schnellbahnstationen oder in sehr attraktiven Wasserlagen. Über die genannten großen Standorte hinaus gibt es noch zahlreiche kleiner Standorte und Baulücken, die sich auf das Gesamtpotential von ca. 220.000 Neubauwohnungen summieren. [29]

Der Stadtentwicklungsplan Wohnen soll im Herbst 2013 von Senat beschlossen werden.

[28] <http://www.stadtentwicklung.berlin.de/planer/stadtentwicklungsplanung/de/wohnen/einfuehrung.shtml>, abgerufen am 03.10.2013

[29] <http://www.stadtentwicklung.berlin.de/planer/>

stadtentwicklungsplanung/de/wohnen/arbeitsstand.shtml#standorte, abgerufen am 03.10.2013

DIE KARL-MARX-ALLEE IM PLANWERK INNENSTADT. // Speziell der von uns zur Diskussion gestellte Abschnitt der Karl-Marx-Allee (West) wurde so ebenfalls bereits von städtischer Seite genauer, besonders auch in Hinblick auf das Thema Wohnen, betrachtet. In dem vom Berliner Senat von 1996 bis 1999 als städtebauliches Leitbild erarbeitete so genannte *Planwerk Innenstadt* war auch der zweite Bauabschnitt der Karl-Marx-Allee mit enthalten.

Die Entstehung des Planwerks Innenstadt war von einer kontrovers geführten Diskussion über die zukünftige Stadtgestalt Berlins begleitet, bei der besonders der Umgang mit dem baulichen Erbe der DDR zum Konfliktpunkt wurde. Im Erstentwurf des Planwerks war das Wohngebiet mit Umbaumaßnahmen abgebildet, die anstelle an die bestehende Struktur anzuknüpfen sich auf die historische Stadtstruktur der ehemaligen Königstadt Berlin bezogen. Die vom Senat aufgestellten Pläne stießen dabei auf großen Widerstand im Bezirk Mitte. [30]

DIE KARL-MARX-ALLEE IM PLANWERK INNENSTADT.

Der Bezirk Mitte beauftragte daher 1996 das Architekturbüro MBHS (Meyer/Bach/Hebestreit/Sommerer) ein eigenes Gutachten für den Bezirk zu erstellen, welches Nachverdichtungen innerhalb des Gebiets im Sinne seiner Struktur erarbeiten sollte. Es sollten noch drei Jahre der intensiven Diskussion vergehen, bis das Planwerk Innenstadt 1999 verabschiedet wurde. Bis dato sind keine im Planwerk abgebildeten Neubauprojekte innerhalb des zweiten Bauabschnitts realisiert worden. [31]

Auch in einem Gebiet welches wesentlich durch den Städtebau der 50/60er Jahre gekennzeichnet ist, sollte nun nach den Vorstellungen der Planwerks-Verfasser der Grundsatz der so genannten Kritischen Rekonstruktion greifen. Zusammengefasst sahen die Überlegungen so wie von Charlotte Kaulen beschrieben, wie folgt aus: Im nördlichen Teil des Gebiets sollte der frühere, Vorkriegs-Verlauf der unteren Landsberger Allee wiederaufgenommen werden, die diagonal vom Platz der vereinten Nationen bis hin zum Alexanderplatz verlaufen sollte. [32] Die Landsberger Allee war eine wichtige Verbindungsstraße der historischen Königsstadt. Bis 1945 war das Gebiet der heutigen Karl-Marx-Allee durch eine enge, parzellierte Baustruktur durchlaufen, die nach dem Krieg nicht wieder hergestellt worden war. Einhergehend mit der Wiederaufnahme der Lands-

[30] Charlotte Kaulen, 2012 // Seite 4

[31] Architektenkammer Berlin, 1997 // Seite 5

[32] Charlotte Kaulen, 2012 // Seite 40



oben: *Planwerk Innenstadt 1999*.
Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt
(1999), Internet: http://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/planwerke/de/planwerk_innenstadt/

berger Straße sollte die nördliche Bebauung entlang des Straßenverlaufs abgerissen werden und an die historische Stadtstruktur anknüpfen. Anstelle der freistehenden Hochhausscheiben sollten Großblöcke gebaut werden, die zum Alexanderplatz hin einen kleinen Park umschlossen. Im südlichen Teil des Wohngebiets sollten entlang der Alexanderstraße gezackte Baukörper der ursprünglichen Randbebauung vorgestellt werden. An der Holzmarktstraße wurden diese Baukörper wiederum zu Scheibenhochhäusern. [33]

Auch die Karl-Marx-Allee selbst war von den Neuplanungen betroffen: Um die Fahrbahnbreite zu reduzieren, waren im westlichen Teil der Allee auf der Südseite drei neue Hochhausscheiben ausgewiesen, die den Wohnhäusern der Karl-Marx-Allee vorgestellt waren und diese optisch verdeckten. Auf der gegenüberliegenden Nordseite sollten kurze, querstehende Hochbauten zwischen den Wohnhäusern die Bauflucht der Verkaufspavillons aufnehmen. Im Inneren des Gebiets waren nur eine geringere Wohnverdichtung vorgesehen. [34]

[33] Charlotte Kaulen, 2012 // Seite 40

[34] ebenda



oben, von links nach rechts: *Wandel der Stadtstruktur // Pläne um 1949, 1953, 1989 // ohne Maßstab*
Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie (Hrsg.) (1999):
Planwerk Innenstadt Berlin – Ergebnis, Prozeß, Sektorale Planungen und Werkstätten,
Kulturbuch Verlag, Berlin 1999, S. 164.

Viele der Kritiker monierten, das Projektteam von Prof. Hoffmann-Axthelm und Prof. Albers habe mit seinem Entwurf die Chance verfehlt, die modernen städtebaulichen Strukturen in ihrer Gestalt zu erhalten und in den aktuellen städtebaulichen Kontext einzuarbeiten.

Vielmehr noch würden typische bauliche Charakteristika des Wohnviertels wie die Karl-Marx-Allee selbst oder die Ränder des Gebiets durch Neubaumaßnahmen optisch verstellt. Der Entwurf zeige sich damit gegenläufig zu den theoretisch formulierten Zielen des Planwerks und erhielt nicht den „Spezifischen Charakter des Wohngebietes“. [35] Es läge die Vermutung nahe, dass die Planersteller die modernen Stadtstrukturen für weniger erhaltenswert hielten als die Blockstrukturen im westlichen Teil Berlins, zumal Prof. Hoffmann-Axthelm die IBA 1987 unter dem Motto der *Kritischen Rekonstruktion* mit veranstaltet hatte.

Das Planwerk Innenstadt geriet nicht nur wegen seiner Inhalte, sondern ebenso wegen seines Entwicklungsverfahrens in Kritik: Das Konzept wurde verwaltungsintern ohne Beteiligungsverfahren erarbeitet; der Entwicklungsprozess war nicht transparent gestaltet. Auch die übergeordneten Ziele des Planwerks waren nicht öffentlich diskutiert worden, sondern

[35] Charlotte Kaulen, 2012 // Seite 40

alleine durch seine Verfasser bestimmt. Das Planwerk als übergeordnetes Entwicklungskonzept der Stadt hätte auf einem weitreichenden Konsens aller Betroffenen beruhen müssen und nicht einer autoritären Planung nahe kommen dürfen, die durch einzelne Protagonisten normiert und entwickelt wurde. [36]

Mit dem vom Bezirk Mitte beauftragten Gutachten von *MBHS* war jedoch eine Gegenposition zu dem Planwerk Innenstadt entstanden. In den folgenden Jahren wurde so auch versucht einen gemeinschaftlichen Konsens für die Entwicklung des Gebiets zu finden. Bereits 1998 hatte man mit den vertiefenden Gesprächen zur Planung begonnen. 1999 schließlich wurde eine eigene *Planungswerkstatt „Karl-Marx-Allee“* durchgeführt. [37]

Die Gutachter respektierten die bestehenden Stadtstrukturen und versuchten, die Identität des Gebiets auch durch die Neubaumaßnahmen zu erhalten. Als Ergebnis wurde eine prozesshafte Erweiterung des Wohnviertels erarbeitet, in der schrittweise das Gebiet verdichtet werden sollte. Es wurden Baufelder festgelegt, die als Potentialflächen für künftige bauliche Aktivitäten in Frage kamen. Innerhalb der Baufelder waren sogenannte Bauspuren ausgewiesen, die mögliche Positionen für künftige Bauvorhaben markierten und beliebig gefüllt werden konnten. [38]

Die Felder standen in Relation zu der vorhandenen Grünstruktur des Gebiets und erhielten wichtige Grünzüge als Ausgleichsflächen für die verdichteten Maßnahmen. Die Co-Gutachter respektierten auf diese Weise den Zusammenhang von Bau- und Grünstrukturen. Als Baukörper sollten ausschließlich Zeilenbauten bzw. Scheibenhäuser im Inneren des Gebiets entstehen, die orthogonal zueinander positioniert waren. Dem Gutachten lag die Erkenntnis zu Grunde, dass das Wohngebiet in seiner bestehenden Struktur gut funktion-iere und „alle entscheidenden Voraussetzungen für eine aus der eigenen Identität erwachsende Entwicklung habe“. [39]

Während der Gespräche und auf Grund von neuen Planungsvorhaben außerhalb des Gebiets einigte man sich auf den Ausbau der Landsberger Allee als Fußgängerpromenade, über die nördlichen Neubauten der Landsberger Allee konnte allerdings kein Konsens gefunden werden. Einig waren sich alle Beteiligten über die Verengung der Fahrbahn der Karl-Marx-Allee. Es wurde sich darauf verständigt, dass für bauliche Maßnahmen ein Wettbewerb durchgeführt werden solle.

[36] Architektenkammer Berlin, 1997 // Seite 12

[37] Charlotte Kaulen, 2012 // Seite 41

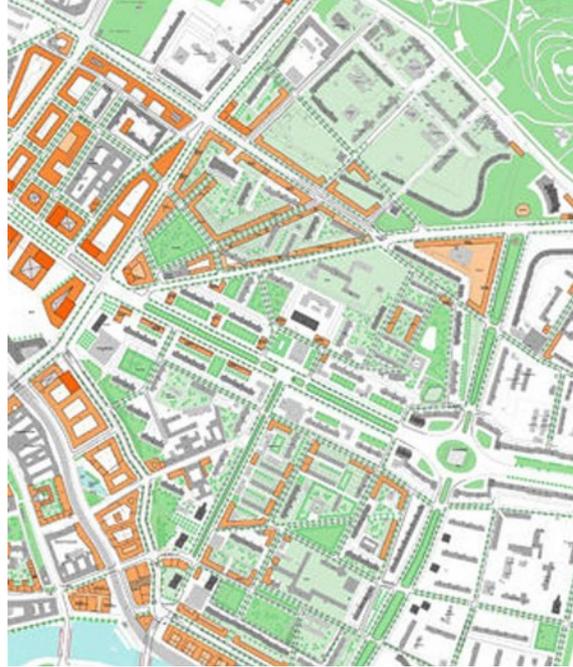
[38] Architekturbüro Meyer Bach Herbestreit Sommerer, 1996) // S. 55, zitiert nach Charlotte Kaulen,

2012 // Seite 41

[39] Architekturbüro Meyer Bach Herbestreit Sommerer, 1996) // S. 5, zitiert nach Charlotte Kaulen, 2012 // Seite 41



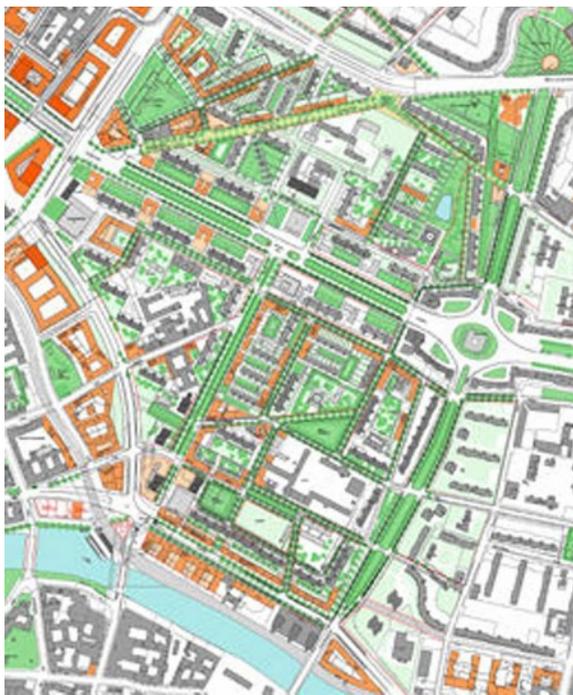
oben links: *Planwerk Innenstadt Berlin*
Architektenkammer Berlin (Hrsg.) (1997); *Planwerk
Innenstadt Berlin – Eine Provokation*, 2. Aufl., Kupijai &
Prochnow, Berlin 1997, S. 5.



oben rechts: *Lageplan Planungsstand 7.10.1998*
Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie
(Hrsg.) (1999); *Planwerk Innenstadt Berlin – Ergebnis, Prozeß, Sektorale
Planungen und Werkstätten*, Kulturbuch Verlag, Berlin 1999, S. 169.

unten links: *Lageplan Stand November 24.11.1998*
Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz
und Technologie (Hrsg.) (1999); *Planwerk Innenstadt
Berlin – Ergebnis, Prozeß, Sektorale Planungen und Werk-
stätten*, Kulturbuch Verlag, Berlin 1999, S. 169.

unten rechts: *Ausschnitt auf Grundlage des beschlossenen Leitbildes
vom 18.5.1999*; Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz
und Technologie (Hrsg.) (1999); *Planwerk Innenstadt
Berlin – Ergebnis, Prozeß, Sektorale Planungen und Werkstätten*,
Kulturbuch Verlag, Berlin 1999, S. 174.





oben links: *Entwicklung der Bebauungsstruktur Phase 1* – Lageplan o.M.; Architekturbüro Meyer Bach Herbstreit Sommerer (1996): Wohngebiet Karl-Marx-Allee II. Bauabschnitt – Gutachten zur städtebaulichen Entwicklung, Berlin, S. 67.



unten links: *Entwicklung der Bebauungsstruktur Phase 2* – Lageplan o.M.; Quelle: wie oben, Seite 69.

PLANWERK-DISKURS //

unten links: *Entwicklung der Bebauungsstruktur Phase 3* – Lageplan o.M.; Quelle: wie oben, Seite 71.



unten rechts: *Entwicklung der Bebauungsstruktur Phase 4* – Lageplan o.M.; Quelle: wie oben links, Seite 73.



Für die baulichen Verdichtungen innerhalb des Wohngebiets wurden sogenannte Aktionsfelder ausgewiesen. Diese grenzten ähnlich wie die Baufelder des Co-Gutachtens die Räume für zukünftige Neubauten ein, gaben jedoch keine Auskunft über mögliche Anordnungen oder Formen der Baukörper. Investoren zukünftiger Bauvorhaben hatten so mehr Gestaltungsspielraum für neue Bauprojekte, die Bewohner hingegen befürchteten bauliche Entwicklungen, die nicht der Gestalt des Gebietes entsprachen.

Ein formeller Abschluss des Verfahrens hatte nicht stattgefunden. Der im Planwerk 1999 dargestellte Entwurf für den zweiten Bauabschnitt war gegenüber seiner ersten Variante bereits verändert. Allerdings sind immer noch Bauvorhaben wie nördlich der Landsberger Straße abgebildet, für die kein gemeinschaftlicher Konsens erzielt worden war.



links: Denkmalschutz; Erhaltungsverordnung für das Gebiet Karl-Marx-Allee Nord/Süd im Bezirk Mitte gemäß § 172 Abs. 1 S. 1 Nr. 1 BauGB, i. d. F. von 2000, Anhang Nr.4., Plan ohne Maßstab

NEUERE PLANUNGEN. // Nachdem das *Planwerk Innenstadt* 1999 verabschiedet worden war, versuchte der Bezirk Mitte Bebauungspläne für das Wohngebiet zu erstellen. Die Aufstellungsverfahren wurden allerdings nicht zu Ende geführt, da Bezirk und Senat sich nicht über gemeinsame Entwicklungsstrategien einigen konnten. In den folgenden Jahren ließ der Veränderungsdruck für das Gebiet nach und das Planaufstellungsverfahren wurde nicht weiter verfolgt. [40]

2008 wurden die Planungen für das Wohngebiet wieder aufgenommen. Der Bezirk Mitte beauftragte das Büro MBHS mit der konzeptionellen Weiterentwicklung des Gutachtens aus dem Jahr 1996 für den Bereich der Schillingstraße und den Bereich der Alexanderstraße/Holzmarkstraße, wo zu diesem Zeitpunkt eine konkrete Bauanfrage vorlag. Als Ergebnis des Gutachtens war ein Baukonzept entstanden, das einheitliche Gebäude in Zeilen oder Kuben-Bebauung für die Nachverdichtung entlang der Schillingstraße bestimmte. In dem Gutachten wurden auch gestalterische Vorgaben sowie die max. Baukörperhöhe von 18m festgelegt. [41]

NEUERE PLANUNGEN //

Grundstücksverkäufe brachten neue Grundstücksgrenzen sowie neue Eigentümer hervor, die konkrete Baubegehren an einzelne Flächen stellten. Da kein Bebauungsplan für das Gebiet vorliegt, sollte die Zulässigkeit von Bauvorhaben nach § 34 BauGB entschieden werden, der Neubauvorhaben anhand seines städtebaulichen Umfelds bewertet. Die vorangeschrittenen Planungen im äußeren Umfeld des Wohngebiets, wie zum Beispiel am Alexanderplatz, hatten die umliegende Stadtgestalt stark verändert. Auch im nördlichen Teil des Wohngebiets am Verwaltungskomplex und dem Haus der Statistik hatte 2009 ein Wettbewerb stattgefunden, dessen Siegerentwurf Großblockstrukturen für das Teilgebiet erarbeitet hatte. Für den zweiten Bauabschnitt der Karl-Marx-Allee existiert gemäß § 172 BauGB eine Erhaltungsverordnung. Diese gilt allerdings nur für den ursprünglichen Teil des Wohngebiets und nicht für die später erweiterten Teilbereiche. Bauliche Vorhaben bedürfen nach der Erhaltungsverordnung einer besonderen Genehmigung. „*Ziel der Erhaltungsverordnung ist der städtebauliche Ensembleschutz, die Erhaltung der städtebaulichen Eigenart des Gebiets, d.h. der Stadtgestalt, bestimmt durch Bebauungs- und Freiraumstruktur, und des historischen Ortsbildes.*“ Zwar beschreibt die Erhaltungsverordnung die charakteristischen Strukturmerkmale des

[40] Bezirksamt Mitte, 2011// Seite 2

[41] Büro Stadt Land Fluss (Hrsg.) 2011 // Seite. 6,
zitiert nach Charlotte Kaulen, 2012, Seite 46

Wohnkomplexes, allerdings sind in ihr nur wenig verbindliche Vorgaben gesetzt. Die Karl-Marx-Allee selbst sowie ihre prägenden Bauten stehen unter Denkmalschutz. [42]

Als 2011 beim Bezirk Mitte zwei weitere Bauanfragen im Bereich der Schillingstraße und um das Rathaus Mitte vorlagen, leitete das Bezirksamt daraufhin ein Bebauungsplanverfahren ein. Die vorhandenen planungsrechtlichen Instrumentarien wurden als nicht ausreichend angesehen, um den Erhalt der städtebaulichen Gestalt des Gebiets planungsrechtlich zu sichern.

Im Sommer 2011 fand ein Expertenworkshop unter Leitung des Berliner Planungsbüros *Stadt, Land, Fluss* für den zweiten Bauabschnitt der Karl-Marx-Allee statt, in dem die Grundlagen für die Bebauungspläne erarbeiten sollte. Ziel war es, für die Teilbereiche mit konkreten Bauanfragen Konzepte für eine strukturverträgliche Nachverdichtung zu erarbeiten. Ebenso sollten mögliche planungsrechtliche Instrumentarien diskutiert werden. Neben Experten nahmen auch Vertreter des Senats und des Bezirks am Workshop teil. Als Ergebnis des Workshops ist der *Konsensplan* hervorgegangen.

Erstmals beruhte die Planung im Gebiet auf der Übereinstimmung von Senat und Bezirk. Zuvor hatte der Senat im selben Jahr das *Planwerk Innenstadt* durch das *Planwerk Innere Stadt* ersetzt. In diesem war der 2. Bauabschnitt der Karl-Marx-Allee bereits mit einer erheblich geringeren Nachverdichtung ausgewiesen. Der *Konsensplan* konkretisierte die zukünftigen baulichen Entwicklungen in Konzepten. Entlang der Schillingstraße sollen fünfgeschossige, gleichförmige Baukörper entstehen, die im Erdgeschoss Räume für Läden bzw. Sondernutzungen bereitstellen. Das Ende der Schillingstraße markiert ein fünfgeschossiger Kubenbau, der einen Einzelhandel im Erdgeschoss und in den oberen Geschossen ein Hotel beinhalten soll. Im Bereich des Rathauses soll der leerstehende Verkaufspavillon durch eine fünfgeschossige Bebauung ersetzt werden, die im Erdgeschoss ebenfalls Raum für Läden und Sondernutzung bietet. Westlich des Rathauses ist ein Neubau mit fünf Geschossen geplant. Für die Karl-Marx-Allee selbst wurde jedoch kein eigenes Entwicklungskonzept erarbeitet. Dieser Bereich sollte später als Teil der – nun ausfallenden – IBA 2020 bearbeitet werden. Innerhalb des Wohngebiets zeigt der Plan einzelne Flächen, sogenannte Potentialflächen, die für weitere Bauungen in Frage kommen. Für die Potentialflächen wurde allerdings kein Konzept entwickelt, auch diese müssen noch weiter diskutiert werden.



rechts: *Der Konsensplan*
Büro Stadt Land Fluss (Hrsg.) (2011):
Dokumentation des städtebaulichen
Workshopverfahren 2011,
Berlin 2011, Anhang Nr. 1

DER KONSENSPLAN //

Neben den konkreten Konzepten wurden im Workshop übergeordnete städtebauliche Parameter erarbeitet, die für alle Neubauvorhaben im gesamten Gebiet greifen sollen. Als wichtiges Ergebnis ist dabei die Höhenbegrenzung aller Neubauprojekte auf fünf Geschosse zu nennen. [43]

Der Konsensplan als Regelwerk für die Entwicklung des Wohngebiets hat einen informellen Charakter, er hat keine gesetzlich bindende Kraft. – Auch für die Bearbeitung im Entwurf muss dieser nicht berücksichtigt werden.

Als Grundlage für einen Bebauungsplan bietet er aber erstmals die Chance, eine strukturverträgliche Erweiterung des Gebiets zu sichern, die sowohl von Senat als auch vom Bezirk unterstützt wird.

[43] Büro Stadt Land Fluss (Hrsg.) (2011):
Dokumentation des städtebaulichen Workshopverfahren zum zweiten Bauabschnitt der Karl-Marx-Allee. 2011, Seite 22

NEUESTE ENTWICKLUNGEN.

// Jüngst, im Jahr 2013, wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben, der für verschiedene Gebiete – unter anderem die Karl-Marx-Allee unter der Überschrift „Urban Living / Neue Formen des städtischen Wohnens“ Ideen und Konzepte entwickeln soll. Durchgeführt wird der Wettbewerb als so genannte „Ideenkonkurrenz als Workshop-Verfahren mit beschränktem Teilnehmerkreis mit vorgeschaltetem offenen Bewerberverfahren“. Am 26. August 2013 hat ein fünfköpfiges Auswahlgremium aus rund 200 eingegangenen Bewerbungen 31 Büros für das Workshopverfahren ausgewählt. Die ausgewählten Teilnehmerinnen und Teilnehmer wurden acht Grundstücken zugeordnet, die im Rahmen des Verfahrens bearbeitet werden sollen und exemplarisch für bestimmte Aufgabenstellungen stehen. Für die Karl-Marx-Allee wurden folgende Büros ausgewählt: Barkow Leibinger, Berlin, Beckmann N‘Thépé & Associés, Paris, Eckert Negwer Suselbeek Architekten, Berlin, sowie June14 Meyer-Grohbrügger & Chermayeff, ebenfalls aus Berlin.

Die Stadt erwartet von den Teilnehmern insbesondere Ideen zu folgenden Themen: Zum einen ist dies das Thema der Vervollständigung des

NEUSTE ENTWICKLUNGEN //

ursprünglichen Entwurfs aus dem *Planwerk Innenstadt*, die Erarbeitung einer Lösung für einen der vier nicht realisierten Pavillons. Angeregt wird eine städtebauliche Ergänzung mit wirtschaftlich tragfähigen Bauten mit einer Mischung aus Wohnen und Gewerbe. Desweiteren wünscht man sich eine innovative Interpretation der städtebaulichen Aufgabe (Bauhöhe, Baukörper etc.). Auch das Thema „Lärmrobustes Bauen“ wird angesprochen. Zudem wird eine Qualifizierung der neu zu formulierenden Freiräume gewünscht. [44]

[44] http://www.stadtentwicklung.berlin.de/aktuell/wettbewerbe/ausschreibungen/urban_living/





Architektenkammer Berlin (Hrsg.) (1997): Planwerk Innenstadt Berlin – Eine Provokation, 2. Aufl., Kupjaj & Prochnow, Berlin 1997.

Architekturbüro Meyer Bach Herbestreit Sommerer (MBHS) (1996): Wohngebiet Karl-Marx-Allee II. Bauabschnitt – Gutachten zur städtebaulichen Entwicklung, Berlin 1996.

Bezirksamt Mitte von Berlin (Hrsg.) (2011): Begründung zum Entwurf des bebauungsplans 1-60. Frühzeitige Öffentlichkeitsbeteiligung gemäß § 3 Abs. 1 BauGB. Stadt Berlin 2011.

Büro Stadt Land Fluss (Hrsg.) (2011): Dokumentation des städtebaulichen Workshopverfahren zum zweiten Bauabschnitt der Karl-Marx-Allee. 2011.

Erhaltungsverordnung für das Gebiet Karl-Marx-Allee Nord/Süd im Bezirk Mitte gemäß § 172 Abs. 1 S. 1 Nr. 1 BauGB, i. d. F. von 2000

Irion, Ilse/ Sieverts, Thomas (1991): Neue Städte – Experimentierfelder der Moderne, Deutsche-Verlags-Anstalt, Stuttgart 1991.

Kil, Wolfgang (2005): Demonstrationen und Feiern in der Karl-Marx-Allee, in: Ribbe, Wolfgang (Hrsg.): Die Karl-Marx-Allee – zwischen Strausberger Platz und Alex, Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 200

Kaulen, Charlotte (2012): Bachelorarbeit: Erkennen, Erhalten, Erweitern - Die Karl-Marx-Allee in Berlin, Hafen-City Universität Hamburg – Stadtplanung // Lehrstuhl : Städtebau und Quartiersentwicklung // Betreuer: Prof. Dr. Michael Koch, Zweitbetreuerin: Renéé Tribble abgerufen am 24.09.2013: http://edoc.sub.uni-hamburg.de/hcu/volltexte/2012/41/pdf/FINALE_VERSION_BACHELORARBEIT.pdf

LITERATUR //

Leinauer, Irma (1998): Der II. Bauabschnitt der Karl-Marx- Allee in Berlin. Ein ungeliebtes Zeugnis der städtebaulichen DDR-Moderne, in: Barth, Holger (Hrsg.): Projekt sozialistische Stadt – Beiträge zur Bau- und Planungsgeschichte der DDR, Dietrich Reimer Verlag, Berlin 1998, S. 161-169.

Nicolaus, Herbert/ Obeth, Alexander (1997): Die Stalinallee – Geschichte einer deutschen Straße, Verlag für Bauwesen, Berlin 1997.

Peht, Wolfgang (2005): Deutsche Architektur seit 1900, Deutsche Verlags Anstalt, München 2005.

Pistorius, Elke (1987): Ernst May in der Sowjetunion 1930-1934 und die Entwicklung seiner städtebaulichen Anschauungen, Internet: e-pub.uni-weimar.de/opus4/files/1023/Elke_Pistorius.pdf, Abfrage: 13.04.2012.

Pistorius, Elke (2005): Sowjetische Vorbilder im Städtebau?, in: Ribbe, Wolfgang (Hrsg.): Die Karl-Marx-Allee – zwischen Strausberger Platz und Alex, Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2005, S. 25-39.

Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie (Hrsg.) (1999): Planwerk Innenstadt Berlin – Ergebnis, Prozeß, Sektorale Planungen und Werkstätten, Kulturbuch Verlag, Berlin 1999.

Stadtverwaltung für Inneres (Hrsg.): Amtsblatt für Berlin 49. Jahrgang Nr. 41 vom 13. August 1999

Tscheschner, Dorothea (2005): Neue Bilder für Berlin – Neue Bilder von Henselmann, in: Ribbe, Wolfgang (Hrsg.): Die Karl-Marx-Allee – zwischen Strausberger Platz und Alex, Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2005, S. 41-71.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR. //

Arch+. Zeitschrift für Architektur und Städtebau, H.122, Von Berlin nach Neuteonia, Juni 1994.

Arch+. Zeitschrift für Architektur und Städtebau, H.201/202, Berlin, März 2011.

Barth, Holger (Hrsg) (2001): Grammatik Sozialistischer Architekturen - Lesarten historischer Städtebauforschung zur DDR, Dietrich Riemer Verlag, Berlin 2001.

Bodenschatz, Harald/ Gräwe, Christina/ Kegler, Harald/ Nägelke, Hans-Dieter/ Sonne, Wolfgang (Hrsg.) (2010): Stadtvisionen 1910 | 2010, Berlin, Paris, London, Chicago - 100 Jahre Allgemeine Städtebauausstellung in Berlin, DOM Publishers, Berlin 2010.

Bodenschatz, Harald/ Engstfeld, Hans-Joachim/ Seifert, Carsten: Berlin auf der Suche nach dem verlorenen Zentrum. Junius Verlag, Berlin 1995.

Bodenschatz, Harald/ Düwel, Jörn/ Gutschow, Niels/ Stimmann, Hans: Berlin und seine Bauten. Teil I – Städtebau, DOM Publishers, Berlin 2009 .

Bodenschatz, Harald/ Flierl, Thomas (Hg.): Berlin plant. Plädoyer für ein Planwerk Innenstadt Berlin 2.0., Theater der Zeit Verlag, Berlin 2010.

Braun, Michael/ Welzbacher, Christian (2009): Nachkriegsmoderne in Deutschland: Eine Epoche weiterdenken, Birkhäuser, Basel 2009.

Butter, Andreas/ Hartung, Ulrich (2004): Ostmoderne – Architektur in Berlin 1945-1965, Jovis, Berlin 2004.

Der Senator für Bau- und Wohnungswesen (Hrsg.) (1960): Hauptstadt Berlin. Ergebnis des internationalen städtebaulichen Ideenwettbewerbs, Karl Krämer Verlag, Stuttgart 1960.

Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz, Geschäftsstelle im Bundesministerium des Inneren (Hrsg.) (1995): Verfallen und vergessen oder aufgehoben und geschützt? Architektur und Städtebau in der DDR - Geschichte, Bedeutung, Umgang, Erhaltung, Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bonn 1995

Durth, Werner (1997): Stadtlandschaften der Moderne, in: Stimmann, Hans (Hrsg.): Von der Architektur zur Stadtdebatte – Die Diskussion um das Planwerk Innenstadt, Verlagshaus Braun, Berlin 2001

Flierl, Bruno (1998): Gebaute DDR. Über Stadtplaner, Architekten und die Macht, Verlag für Bauwesen Berlin 1998.

Hain, Simone: Der Berliner Städtebaudiskurs als symbolisches Handeln und Ausdruck hegemonialer Interessen. In: WeltTrends, Zeitschrift für internationale Politik und vergleichende Studien, Jg.5, Nr.17, S.103-123

Hegemann, Werner (1930): Das steinerne Berlin. Geschichte der größten Mietskasernenstadt der Welt. Bauwelt Fundamente 3, Ullstein Verlag, Berlin 1963

Hennecke, Stefanie (2010): Die Kritische Rekonstruktion als Leitbild. Stadtentwicklungspolitik in Berlin zwischen 1991 und 1999. EX ARCHITECTURA - Schriften zu Architektur, Städtebau und Baugeschichte, Band 5, Verlag Dr. Kovac, Hamburg 2010

Holm, Andrej (2006): Die Restrukturierung des Raumes. Stadterneuerung der 90er Jahre in Ostberlin: Interessen und Machtverhältnisse, Transscript Verlag, Bielefeld 2006.

Ring, Kristien, Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt, Berlin (Hrsg.): Self Made City. Berlin: Stadtgestaltung und Wohnprojekte in Eigeninitiative, Jovis Verlag, Berlin 2013.

Schätzke, Andreas (Hrsg.) (1991): Zwischen Bauhaus und Stalinallee - Architekturdiskussion im östlichen Deutschland 1945 - 1955, Verlag Vieweg, 1991.

Sieber, Frieder/ Fritsche, Hans (2006): Bauen in der DDR, Huss-Medien Verlag Bauwesen 2006.

Stimmann, Hans (Hrsg.): Babylon, Berlin etc. Das Vokabular der europäischen Stadt. Birkhäuser, Basel Berlin Boston 1995.

Topfstedt, Thomas (1988): Städtebau der DDR 1955 - 1971, VEB E. A. Seeman Verlag, Leipzig 1988.

Ungers, Oswald Mathias, Koolhaas, Rem, Riemann, Peter, Kollhoff, Hans, Ovaska, Arthur: Die Stadt in der Stadt. Berlin: ein grünes Archipel. Herausgegeben von Florian Hertweck und Sébastien Marot. Lars Müller Publishers, Zürich 2013

Die Bearbeitung des Entwurfs gliedert sich in vier Abschnitte, die sich aufeinander beziehen:

1. LESART / MAPPING / SZENARIO (O.M. / M.1:1000) // Lesart und Mapping sind interpretierende Formen der Analyse des Ortes, die neben objektivierbaren Beobachtungen auch eine subjektive Haltung zum Geschehen verkörpern. Damit initiieren sie einen entwerferischen Prozeß, der in Form eines konzeptionellen Szenarios seine erste räumliche Äußerung finden soll.

2. STRATEGIE / KONZEPT (M.1:1000) // Aufbauend auf die Erkenntnisse aus dem Mapping und den anschließenden ersten räumlichen Szenarien soll im zweiten Bearbeitungsschritt eine städtebauliche Konzeption für das Gebiet als Ganzes entwickelt werden. Es werden Aussagen zur Rolle der Straße im städtischen Gesamtgefüge und eine städtebauliche Konzeption für das Entwurfsgebiet formuliert.

LEISTUNGEN, TERMINE, ORGANISATION //

3. ENTWURF / PROJEKT (M.1:1000 / M.1:500) // Im dritten Arbeitsschritt soll die städtebauliche Konzeption zu einem konkreten, räumlichen Entwurf für das Bearbeitungsgebiet, als Konsequenz und Weiterentwicklung der vorangegangenen Erkenntnisse, verdichtet werden. Dabei werden vorhandene Eigenschaften, Qualitäten und Atmosphären im Gebiet entwerferisch reflektiert, sowie städtebauliche Typologien, Freiräume und Erschließungsstrategien im vorgeschlagenen Konzept präzisiert.

4. FOKUS / PROJEKT (M. 1:500 / 1:200) // Der letzte Bearbeitungsschritt konkretisiert und vertieft die vorherigen Schritte. Es ist ein für das Gesamtkonzept besonders relevanter Teilbereich zu wählen und entwerferisch auszuarbeiten.

ÜBUNGEN. // Um sofort einen produktiven Einstieg zu erhalten, werden zu Beginn des Semesters Übungen bearbeitet, die eine Auseinandersetzung mit dem Entwurfsthema fordern. Zielsetzung und Aufgabenstellung werden bei Ausgabe der Übungen erläutert. Die Übungen sollten nicht als isolierte „Vorübung“ betrachtet werden, sondern sind integraler Bestandteil des Entwurfsprozesses.

BESPRECHUNG / KORREKTUR. // Der Entwurf wird in 2er-Gruppen bearbeitet. Vor Besprechungsterminen werden Listen der betreuenden Assistenten am Schaukasten vor dem Lehrstuhl zur Eintragung ausgehängt.

MODELLBAU. // Der Arbeit am und mit dem Modell kommt eine zentrale Bedeutung zu. Hier kann eine entwerferische Auseinandersetzung mit dem Thema *urban body* sichtbar und nachvollziehbar kommuniziert und Städtebau als eine Disziplin, die auf Fragen des Raums fokussiert, verstanden werden.

ABGABELEISTUNGEN. // Pläne der Entwurfsschritte (Lesart - Szenario / Konzept / Entwurf / Fokus) in DIN A0, hochformat // Plandarstellungen als Verkleinerungen auf DIN A3 Querformat // CD mit den Plänen (PDF) // Entwurfsmodell 1:1000 // Entwurfsmodell 1:500 / Bilder für InDesign-Maske evtl. genauere, weitere Angaben zur Abgabe im Laufe des Semesters

ARBEITSRAUM. // Grüner Saal über der Mensa. Die Ausgabe der Arbeitsraumschlüssel erfolgt am Lehrstuhl im Sekretariat gegen die Hinterlegung von 50€ Pfand.

Die Öffnungszeiten des Sekretariats sind folgende:

Mo - Do // 10.00 Uhr bis 13.00 Uhr

Do zusätzlich auch nachmittags: 14.00 Uhr bis 17.00 Uhr

Materialien & Daten. // Zwei CD's mit Plangrundlagen stehen zur Ausleihe zur Verfügung.

15.10.13

Einführungsveranstaltung / 10.00 Uhr / 3350
Ausgabe Übung 1 // Case Study

22.10.13

Pin-up Übung 1 // Ausgabe Übung 2 (Modell) /
 14.00 Uhr / Studio

28.10.13 - 01.11.13

Exkursion Berlin // Workshop vor Ort //

An- und Abreise, sowie Unterkunft sind selbstständig zu organisieren!

Infos zur Exkursion:

am 22.10.13 / 10.00 Uhr / 3350

05.11.13

Besprechungen / 10.00 Uhr / Studio

12.11.13

Testat 1 // Lesart / Analyse / Mapping / Szenario / 12.00 Uhr / 3350

Szenariomodelle /

Pläne / Skizzen / Bilder in Abhängigkeit von Lesart, Analyse

TERMINE / TIMELINE //

19.11.13

Besprechungen // 10.00 Uhr / Studio

26.11.13

Besprechungen // 10.00 Uhr / Studio

03.12.13

Besprechungen // 10.00 Uhr / Studio

10.12.13

Testat 2 // Strategie / Konzept / 10.00 Uhr // 3350

Strategie / Konzept

Konzeptmodell

Konzeptplan

sonstige Darstellungen konzeptabhängig

in Beamerpräsentation

16.12.13

Ausgabe Kurzentwurf / (genaue Angaben folgen)

17.12.13

Abgabe Kurzentwurf// 11.00 Uhr / Studio

Besprechungen /

Weihnachtspause

07.01.14
Besprechungen // 10.00 Uhr / Studio

14.01.14
Testat 3 // Entwurf / Projekt // 10.00 Uhr // 3350

Entwurf / Projekt / Fokus
Modell 1:1000 / Lageplan 1:1000 /
Modell 1:500, Pläne 1:500
Storyboard Entwurf
sonstige Darstellungen konzeptabhängig
in Beamerpräsentation

21.01.14
Besprechungen // 10.00 Uhr / Studio

27.01.14
Abgabe // 10.00 - 15.00 / 3350

Es sollen alle Arbeitsschritte
(1 Analyse / Szenario / 2 Konzept / 3 Entwurf / 4 Fokus) fertig ausgearbeitet worden sein.
Abgabe: Pläne DIN A0 / Modell (M 1:1000 /
M 1:500) / CD (Pläne als pdf) / Planverkleinerungen DIN A3 / Bilder für InDesign-Maske /
Präsentation auf USB-Stick oder CD

nicht bis 15.00 Uhr abgegebene Pläne, Unterlagen und Präsentationen sind nicht zugelassen
und können bei der Bewertung nicht berücksichtigt werden.

28.01.14
Schlusspräsentation // 10.00 Uhr // 3350

Es sollen alle Arbeitsschritte
(1 Lesart / 2 Konzept / 3 Entwurf / 4 Fokus) präsentiert werden.
Präsentation: mit Beamer / Plänen / Modell

03.02.-07.02.
Ausstellung der Arbeiten während der
open week (Teil der Prüfungsleistung)

11.02.14
Notenbekanntgabe und Aperó // 17.00 Uhr // 3350

urban body // architektur b.a. - modul 20 p - projektarbeit 5 //
städttebaulicher entwurf im wintersemester 2013/14

© 2013 Lehrstuhl für Städtebau und Regionalplanung

Inhaltlich verantwortlich: Nikolai Frhr. v. Brandis
Bilder (soweit nicht anders gekennzeichnet): Francesca Fornasier
Texte (soweit nicht anders gekennzeichnet): Nikolai Frhr. v. Brandis



TUM

Technische Universität München

Fakultät für Architektur
Institut für Entwerfen, Stadt und Landschaft

Lehrstuhl für Städtebau und Regionalplanung
Prof. Sophie Wolfrum

Arcisstrasse 21
D - 80333 München
T: +49-89-289-22477
F: +49-89-289-28371

www.stb.ar.tum.de